

Memorandum meines Lebens.

Dreißigstes Buch.

Von meiner Abreise nach Venedig bis zur Aufführung von „Treue um Treue“ in Erlangen.

Vom 24. August 1824 bis 18. Juni 1825.

„Daß wir uns in ihr zerstreuen
Darum ist die Welt so groß.“

Goethe¹⁾.

¹⁾ Schluß des „Wanderlieds“ in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“, III, 1.

24. August 1824. Landshut.

Am Vierundzwanzigsten fuhr ich bei Erlangen über den Rötthelheim und den Tag darauf in Nürnberg mit dem Postwagen über die Pegnitz. Bis Lauf war bloßer Sand, der die Fahrt überaus langweilig machte, da er auch zu beiden Seiten der Straße nichts als elende Föhrenbäumchen erzeugen konnte. Gegen das Pegnitzthal hin begann mit dem Hopfenbau der Kalk; der gemeine dichte Kalkstein lag als Pflasterstein an der Heerstraße, und zwischen dem Gerölle auf den umherliegenden Bergen blickten einzelne Felskuppen, zum Theile schon mit Laubholz bewachsen, hervor. Die hohe gelbe Königskerze ist ein Liebling dieser Gegend und steht auf allen Anhöhen. So sah ich auch häufig an den Chausseegräben die jetzt in Blüte stehende Minze, die in Bayern so gewöhnlich, bei Erlangen aber selten vorkommt. So weit, bis über Hersbruck hinaus, gegen Sulzbach hin zeigt sich allmählich nichts als Sandstein, und die Thore von Sulzbach selbst bestätigen sofort diese Bemerkung. Das Städtchen befindet sich nicht mehr in der Zerstörung, wie ich es vor zwei Jahren verlassen habe; der abgebrannte Theil ist auf moderne Art wieder aufgebaut worden, und die bayerische Architektur mit Giebelhäusern, kleinen Fenstern, dicken Mauern und schneeweiß angestrichener Außenseite ist auf der einen Seite der oberen Stadt verschwunden. Es war gerade Jahrmarkt; ich trat an den Laden eines Italieners, der seinen Gefährten die „lettere di Seneca“ vorlas. Bei Amberg zeigt sich auf der Landstraße roter Sandstein, wenn ich vom Wagen aus recht gesehen. Ich besuchte dort, solange die Diligence sich aufhielt, meinen Bruder, der mich noch zu Herrn Büffel schleppen wollte, den wir glücklicherweise nicht antrafen¹⁾. Was geognostisch nun weiter vorging, verhinderte mich die Nacht, zu bemerken. Als ich aber gestern morgens,

¹⁾ Siehe S. 607.

von Burglengensfeld aus, dem Postwagen voranging, sah ich zu beiden Seiten wieder gemeinen Kalkstein, der jedoch mit einer Kieselmasse zusammengewachsen war, die breccienartig zuweilen in Chalcedon überzugehen schien. Späterhin, in der Nähe von Regensburg, erschien bloßer Kiesel. Vor Regensburg fuhren wir über den Regen. In Regensburg war ich die kurze Zeit bis zu meiner Abfahrt mit Gruber und Piller zusammen, welchen letztern alten Kameraden aus dem Kadetten-corps und bei meinem Regimente ich seit sechs Jahren nicht gesehen hatte. Er ist noch immer eine leichte flüchtige Natur, ohne gemein zu sein, und den Sinn für das Geistige verloren zu haben. Mit Grubers Gesundheit scheint es leider nicht besser zu gehen. Ich fand ihn im Gesicht verwundet, und konnte mir die traurige Ursache erklären. Doch verläßt ihn seine im ganzen heitere Stimmung nicht, wenn es auch vielleicht nur eine erworbene Heiterkeit sein mag.

Bis Regensburg hatte ich einen kleinen Wiener zum Gesellschafter, treuherzig, fröhlich und unbefangen, wie alle diese Oesterreicher. Ein solcher Mensch ist durch den Einfall der Welt nicht aus seiner Stimmung zu bringen. In Amberg kamen einige Gymnasiasten dazu, die ihre Eltern in München besuchen wollten. Als ich in Regensburg einstieg, fand ich noch einen Offizier und einen ehemaligen alten Dominikaner, der seiner Schwester in Neuburg, die ebenfalls Klosterfrau gewesen, einen Besuch machen wollte. Trotz des Rüttelns des Wagens zog er seine Brille heraus und las fast ununterbrochen und ziemlich laut in seinem Brevier. Auf seinem Gesichte lag die äußerste Beschränktheit, aber Einsicht und Unschuld. Ich habe diesen Gesichtszug, der eine Folge des Cölibats ist, bei katholischen Geistlichen öfters bemerkt. Wo der Alte ausstieg, bezeichneten ihm die Bauernjungen große Ehrfurcht.

Geognostisch und auch überhaupt war die Gegend bis hierher sehr wenig interessant. Man findet nichts als Kies, und die schöne Kirche, die hier vor meinen Fenstern steht, ist aus Backsteinen erbaut. Als ich hier, wegen der Nähe der Post, im „Kronprinzen von Bayern“ abtrat, war ich sehr angenehm überrascht, gleich beim Eintritte ins Gastzimmer meine beiden hiesigen Freunde Hoffmann und Schmidtlein zu finden, die zusammen eine Partie Billard spielten. Wir blieben bei einem Glas Wein noch beisammen sitzen, und ich lernte auch den als Bibliothekar ausgezeichneten Hofrat Siebenkees kennen. Schmidtlein hatte ich seit Göttingen nicht mehr gesehen. Er ist hier Professor juris und holt diesen Herbst seine Braut von Göttingen ab, eine Tochter des Professors Götschen. Heute morgens ward ich angenehm gestimmt, als ich beim

Erwachen unmittelbar vor meinem Fenster das schöne und nur in der späteren Zeit etwas verfleckte Portal der Martinskirche erblickte, über welchem sich der hohe berühmte Turm erhebt. Hoffmann holte mich später ab und wir gingen zuerst in die Martinskirche. Sie ist hoch, hell und einfach, die vierzehn Säulen jedoch allzu einfach und kunstlos. Ich habe noch zu sehr die herrlichen Säulenbündel der Nürnberger Lorenzkerkirche im Kopf. In den Dom von Regensburg kam ich diesmal nicht, und sein Neußeres affizierte mich weniger, als es in früheren Jahren der Fall war.

Hoffmann führte mich diesen Morgen auf den Berg am Gries und den Hofberg. Hopfen und etwas Wein gedeihen in diesem Ries, nicht weniger der Rußbaum, den man häufig sieht. Die Isar bietet mit ihren Inseln und Krümmungen schöne Ansichten dar, nur sind ihre nächsten Ufer zu kahl. Nachmittags waren wir auf der Bibliothek, von der uns Siebenkees, der sie musterhaft geordnet, das Merkwürdigste zeigte. Bei dieser Gelegenheit machte ich auch die Bekanntschaft des Professors und gegenwärtigen Rektors Koppen. Abends hatten wir ausgemacht, zu Schmidtlein zu gehen, wo ich meinen „Rhampfinit“ vorlesen sollte, was denn auch geschah.

26. August 1824. Salzburg.

Nachdem ich bei Regensburg die Donau, in Landsbut die Isar passiert hatte, kam ich gestern bei Neu-Netting über den Inn. Ich hatte eine Chaise nach Burghausen genommen, wo ich auf der Post, einem guten und mir schon bekannten Gasthose, übernachtete. Geognostisch war die Gegend wenig bemerkenswert. Der Ries, in größeren und kleineren Geschieben, dauerte fort. Die Mauern von Burghausen bestehen aus einem Konglomerat, das die Mineralogen Nagelfluß nennen. Bilsbiburg und Neumarkt sind traurige Aufenthalte für lebende Wesen. Die Alz, ein wilder Bergstrom, der aus dem Chiemsee kommt, war furchtbar angeschwollen, wie auch größtenteils die anderen Flüsse; denn der Regen hat seit ein paar Tagen noch keine Pause gemacht. Auch heute konnte ich nicht am diesseitigen Ufer der Salzach bleiben, weil die Brücke über die Sal beschädigt war. Wir fuhren daher über die Salzachbrücke bei Laufen und kamen von dort an ins Kaiserliche. Der Fluß hat anmutige und reichbewachsene Ufer. Gleich von Burghausen weg erheben sie sich steil und bilden sodann ein Plateau, das abermals von Bergen begrenzt wird. Hierherzu zeigt die Natur sich immer weniger sparsam. Ahorn und Lärchenbaum beginnt. Dichte Buchengewölbe bedecken die Hügel; Eichen stehen vielfach auf den Wiesen zerstreut. Die

Tannenwälder sind hoch und stattlich. Hasel und Maßholder, Hainbuche und Sauerdorn, rankende Brombeerstauden und tausend andere Sträucher und Gewächse keimen in verschwenderischer Fülle hervor und verschlingen sich wechselseitig. Sehr häufig sieht man die Nieswurz. Die Kalkgesteige lagen noch immer zu beiden Seiten der Straße, und Salzburg ist, so viel ich bisher sehen konnte, damit gepflastert. Von den Bergen konnte ich bis jetzt wenig zu Gesicht bekommen, da sie der Nebel von oben bis unten in seine Tarnkappen einhüllt.

27. August 1824. Salzburg.

Mich überfällt hier ein Gefühl von Einsamkeit, das unbeschreiblich ist. In einer volkreichen Stadt habe ich noch mit niemanden gesprochen als mit dem Polizeikommissär, der mich holen ließ, weil in meinem Paß kein Charakter und Reisezweck angegeben war, und in einem starkbesetzten Gasthose, wo ich übrigens ein herzlich schlechtes Zimmer erhalten, mit niemanden als mit den Kellnern. Es kommt daher, weil hier keine eigentliche Table d'hôte existiert und fast alles auf dem Zimmer speist.

Heute morgens ging ich zuerst zum Michaelsthor hinaus, wo ich den breiten, reißenden Fluß und die schönen Buchenlauben des Kapuzinerbergs übersehen konnte. Der ziemlich geschmacklose Brunnen auf dem Domplatz besteht aus einem grobkörnigen Marmor. Von derselben Steinart, die ohne Zweifel in der Gegend vorkommt, ist die vordere Fassade des Doms, die Hauptmasse der Kirche aber aus Quadern von Nagelfluh. Der Dom, der nach dem Modelle der Peterskirche erbaut sein soll, erregt nicht die mindeste Sehnsucht nach Rom, um das Original zu sehen. Es steht zu hoffen, daß mich bald Palladio und Scamozzi eines Bessern über eine modern antike Kunst belehren werden, deren Denkmäler in Deutschland wenigstens unerträglich sind. Recht eigentlich geschmacklos ist die Kollegienkirche. Welche Fülle von Leerheit spricht aus einer solchen Architektur. Das einzige Ueberbleibsel alter Kunst in Salzburg ist die Pfarrkirche, deren Inneres jedoch bergestalt durch moderne Schnörkel verdorben ist, daß das Auge beständig an den hohen Gewölben haften muß, um nicht gestört zu werden, und auch hier hat der Ungeschmack alles mit weißer Tünche überschmiert. Die Kirche ward gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut. Daß die Säulen noch kunstloser ausgefallen sind als die der Martinskirche in Landsbut, daran ist hier wie dort das schlechte Material Schuld.

Der Eindruck, den das Steinthor immer wieder hervorbringt, ist

immer wieder groß. Die Inschrift und die beiden Medusenköpfe entschädigen für die Verzierungen der erzbischöflichen Brustbilder. Die Obelisken auf der anderen Seite, wiewohl sie mit dem Felsen unmittelbar zusammenhängen, nehmen sich nicht sonderlich aus. Die Nagelfluh ist ein allzuhartnäckiges Material für Kunstwerke. Ich ging längs der Felsenmauer fort bis ans Klausenthor. Wodurch, fragt es sich, wurden diese Kalktrümmer, die auf der bayerischen Ebene als Geschiebe zerstreut liegen, in so feste Massen zusammengebacken? Und wie geht dies Konglomerat in eine selbständige Gebirgsart über? Die letztere Frage wird sich wohl auf dem Wege nach Werfen einigermaßen beantworten lassen.

Von da ging ich, an der Festung vorüber, auf den Mönchsberg, wo man einen vollständigen Ueberblick über die Stadt gewinnt und sich von der absonderlichen Bauart der Dächer näher unterrichten kann. Dies Nagelfluhgebirge prangt allenthalben mit den schönsten Laubwäldern.

Der Regen hielt heute zurück; doch blieb der Himmel trübe, und die Wolken hingen über den Gipfeln des Untersbergs. Nach Tisch wollte ich nach Aigen, da ich diesen Lustort das vorige Mal in einer zu ungünstigen Jahreszeit besucht hatte; doch ward mir der Weg zu kotig, und ich begnügte mich, die ausgegrabenen Altertümer in der Steingasse zu besichtigen und den schönen Kapuzinerberg zu besteigen. Sene vom Jahre 1815 an ausgegrabenen Urnen und andere Geräte geben mancherlei Aufschluß über die Leichengebräuche der Römer; ihren Kunstwert lassen wir mehr oder weniger dahingestellt sein. Die guten Alten in Zuvavien mußten sich zu ihren plumpen Aschenkrügen ebenfalls der Nagelfluh bedienen. Doch sieht man auch den schon erwähnten grobkörnigen Kalkstein, ja sogar Marmor und Siegelerde. Thränenfläschchen und Glasurnen, Ringe und Lampen, Schlüssel und Opfermesser haben sich ziemlich gut erhalten; die egyptischen Götter sind nicht scheußlicher geworden, als sie ursprünglich waren, und es zeigen sich diese Menschengelassen, nach einem Jahrtausend noch immer nicht ganz vermorscht.

28. August 1824. Hallein.

Heute sollte ich Salzburg noch im Sonnenschein und die herrlichen Gipfel des Untersbergs ohne Wolken sehen. Ich machte, ehe ich abreiste, noch einen kleinen Spaziergang, während mein Mantelsack nach der Post gebracht wurde. An schönen Punkten, wohin man seine Spaziergänge richten kann, sind diese Gegenden unerschöpflich. Herzlich froh jedoch

war ich, als ich zu Fuß, mein Ränzchen auf dem Rücken, die Stadt verließ, um von nun an mir noch ganz unbekannte Regionen kennen zu lernen und einer vollkommenen Freiheit mich zu versichern. Eine alte, schattige Allee, in welcher Linden mit Buchen, Kastanien mit Eichen, Eschen mit Ahornbäumen abwechseln, führt nach dem Lustschlosse Hellbrunn, wo ich mir, da es einmal so herkömmlich ist, die Wasserkünste im dasigen Garten zeigen ließ. Man sieht hier die gewöhnlichen Spielereien, die man bei ähnlichen Anlagen zu bewundern hat. Neu war mir die sogenannte Fürstentafel, wo man die Gesellschaft sich auf steinerne Stühle setzen läßt, aus deren Mitte plötzlich ein Springbrunnen hervorquillt. Ein paar Handwerksburschen, welche unentgeltlich mit Anteil nahmen, mußten bei dieser und bei anderer Gelegenheit das Bad austrinken.

Die Natur wird reicher, der Untersberg immer malerischer, je näher man ihm kommt; aber die Schatten verschwinden mit Hellbrunn, aus dessen Tiergarten man noch das sogenannte Monatschloßchen hervorragen sieht, so genannt, weil es der damalige Bischof in vier Wochen erbauen ließ. Welche Lust mußten diese geistlichen Fürsten daran haben, ihr Andenken wenigstens durch Anlagen und Bauwerke zu verewigen, und wie angenehm mag es für sie gewesen sein, wie es für jeden in ähnlichen Lagen ist, ihren wachsenden Schöpfungen zuzusehen. Die Denkmäler aus jener Zeit, deren Heros Ludwig der Bierzehnte war, so geschmacklos sie sind, lassen doch nicht ganz ohne Rührung, weil sich in ihnen die Ruhe und Behaglichkeit der Zeit selbst so entschieden ausspricht, wovon in unserer tausendfältig durcheinander bewegten keine Spur mehr ist. Man sieht noch immer jene Herren mit ihren Klapphüten, jene Damen mit ihren Reisröcken, der Etikette gemäß, durch diese steifen Bosketts spazieren, und in der abgemessenen Artigkeit, womit sich eines gegen das andere bewegt, in jener Furcht, einander wehe zu thun, oder zu nahe zu treten, liegt doch immer ein Grund von Liebe. Auch die Roheit war an Formen gebunden, die jeden Ausbruch zurückhielten.

29. August 1824. Werfen.

Der Weg von Hellbrunn war über die Maßen sonnig, und ich fühlte mich glücklich genug, als bei Kaltenhausen die Berge sich an die Straße herandrängten. Nun zeigte sich Hallein mit seiner ganzen Umgebung, deren Reichthum unabsehbar ist. Im Hintergrunde erheben sich die Steyrer Gebirge in unnahbarer Majestät. Die Salzach schlängelt sich durch üppige Wiesen, hellgrüne Buchenwälder hängen von Bergen

und Hügelu ins Thal herab, wo die Eiche, der Ahorn und der Lärchenbaum heimisch sind. Ich trat in der Post ab und bestieg sogleich den Dürrenberg, um die Salzwerke zu sehen. Der Weg führt an einem Gießbache vorbei von der Art, wie man so viele im bayerischen Gebirge sieht, wenn ein Bergwasser sich zwischen großen Kalkgeschieben Platz macht, hier fühlte ich mich eigentlich erst recht im Gebirge.

Die Kirche von Dürrenberg ist aus rotem Marmor erbaut. Ringsum sind die Wohnungen der Bergleute. Ich ging ins Wirtshaus, und der Steiger Anton wurde beauftragt, mit mir einzufahren. Ich fand in ihm einen gesetzten und wohlunterrichteten Mann, der mich manches merken ließ, was mir sonst vielleicht entgangen wäre. Ich setzte die runde Bergmannsmütze auf, zog Hosen und Wams an, und noch ein drittes Kleidungsstück, das mit einem Gürtel um den Leib befestigt wird, und der Steiger steckte mir selbst den Handschuh in den Gürtel. Auf dem Weg nach dem Grubeneingang zeigte er mir ein Stück Zaspis, der aber selten vorkommt. Es ist kein geringer Genuß für einen angehenden Geognosten, mitten ins Eingeweide der Erde versetzt zu werden. Auch muß wohl etwas Dämonisches in meiner Natur sein, da ich mich unter der Erde so unbeschreiblich wohl fühlte. Die Kühlung war so erquickend nach einem heißen Tage, es herrschte eine so feierliche Ruhe in diesen einsamen Stollen, und ich fand hier, was man selten findet, unmittelbare Belehrung.

Die Gewinnung des Salzes beruht auf einem sehr einfachen Chemitismus. Das süße Wasser wird von oben in die großen ausgehauenen Salzkammern, deren sich dreißig in Dürrenberg befinden, geleitet. Das Wasser, das die Kammern bis an die Decke erfüllt, löst das Salz auf, und läßt den Thon zurück, der mit ihm vorkommt. Das Salz wird nun als Sole in Rinnen nach Hallein geführt, der Thon wird als Letten benützt, um das Hinausdringen der Sole aus den Kammern zu verhüten; das Ueberflüssige wird auf zweirädrigen Karren aus dem Berg hinaus gebracht und in den Fluß geworfen, der es weiter schwenmt.

Der Berg hat siebzehn Ausgänge, und also ebenso viele Hauptstollen. Der unterste davon ist in Kalkstein eingehauen und erforderte eine Arbeit von vierzig Jahren. Er ist dreiviertel Stunden lang. Durch diesen fuhren wir wieder ans Tageslicht, das zuerst, noch vierhundert Klafter entfernt, wie ein kleiner Stern glänzte.

Ueber dem Kalkgebirge also liegt der Thonschiefer, der theils hart, theils weich und zerbröckelt vorkommt. In Verbindung mit ihm erscheinen Salz und Gips, die zuweilen krystallisiert sind. Eine Mischung mit

faserigen Holztrümmern zeigt sich an mehreren Orten. Die Bergleute nennen es Heidengebirge, weil es von den alten Schachtzimmerungen der Römer herkommt. Die Zimmerung, die nur bei Stollen von unhaltbarer Struktur angebracht wird, besteht aus drei Balken, wovon zwei an den Wänden aufgesteift sind und einer quer zwischen ihnen über der Decke läuft. Alle zwei Jahre, weil das Salzgebirge immer wieder anwächst, muß die Zimmerung abgenommen, und der Stein aufs neue behauen werden. Sonst erliegt der künstliche Bau der Last organischer Fortbildung. Der Steiger zeigte mir einen eingezogenen Stollen, in welchem die Pfeiler schon halb erdrückt und zermalt waren. In den Stollen sind alle fünfzig Klaster erweiterte Hallen zum Ausweichen angelegt.

Ich sah auch die Stelle, wo des Morgens die Bergleute sich vor einem Muttergottesbilde zum Gebet vereinigen, und die kleine ortgemäße Mineraliensammlung von allen Vorkommnissen des Berges, worunter sich schöne Gipskrystalle und Muschelfalke auszeichnen.

Sehr lustig ist das Hinunterglitschen auf den sogenannten Stollen und die Ausfahrt selbst auf einem Karren, der von zwei Bergknappen gezogen wird.

Der Steiger mochte mit meinem Trinkgelde zufrieden sein und gab mir noch eine Schachtel mit in den Kauf, die in Hallein gebräuchlich sind und die verschiedenen Salzsteinarten enthalten. Einige schöne Streifen von Thonschiefer, Gips und rotem Salz hatte ich mir in der Grube selbst gebrochen oder brechen lassen. Ich schickte den größten Teil davon mit dem Postwagen nach Ausbach, um sie nicht tragen zu müssen.

Der Weg von dem Ausfahrplatz bis Hallein beträgt keine Viertelstunde, ist aber ganz unbeschreiblich schön. Ueber den Gießbächen, die von den Kalkfelsen herabgleiten, erheben sich die üppigsten Buchenwälder mit den hellsten, frischesten, lachendsten Schattierungen. Ich stand erstaunt vor diesem Meer von Grün, vor dieser verschwenderischen Fülle des Laubs, das sich so malerisch, so reich, so gefällig gruppiert. Es war der schönste Anblick, dessen ich bisher auf dieser Reise genossen hatte, wiewohl die Umgebungen von Salzburg schon so reich an herrlichen Buchenwäldern sind. Zum erstenmal wünschte ich recht lebhaft einen Gefährten, nicht aus Langeweile wie in Salzburg, sondern um diesen Schatz von Anschauungen zu teilen.

Ich verließ Hallein heute morgens frühzeitig. Die Nebel senkten sich allmählich und verklärt standen alle Gipfel. Als die Sonne aufging, zog sich wieder ein Flor um die Gegend und später bildete sich,

der Sonne gegenüber, ein bleicher Nebelbogen. Es war Sonntag und die Wege wurden voll von Kirchengängern und Kirchengängerinnen. Die weibliche Tracht nähert sich hier schon sehr der männlichen, wodurch die Weiber nicht hübscher werden, als sie überhaupt sind. Da weder die Salzburger noch Salzburgerinnen wegen der Schönheit ihrer Gestalt berühmt sind, so habe ich auch nicht nötig, einzustimmen.

Das Kalkgerölle, womit die Landstraße gepflastert wird, dauerte fort. Zur Rechten erhob sich ein Berg, den die Gollinger „zum ewigen Schnee“ nennen, und der mit seinen Rinnen und kahlen Facken aus der Ferne hervorragt. Er gehört zur Kalkformation, die mich überhaupt bisher nicht verließ, und vor Hallein beginnt. Schon der Untersberg ist ein Kalkgebirge.

Das erste Haus in Golling ist das neue Haus eines Schusters. Da diese Professionisten von jeher Poeten und Philosophen waren, so hat auch unser Schuster von Golling einen philosophischen Reim über sein Haus gesetzt, den ich auswendig behielt:

„Das Haus gehört mein und gehört nicht mein,
Dem Zweiten gehört's auch nicht sein;
Dem Dritten wird es übergeben,
Doch der wird auch nicht ewig leben;
Den Vierten trägt man auch heraus,
Nun frag' ich, wem gehört das Haus?“

Die Lage von Golling ist keineswegs so reizend als die von Hallein. Das Laubholz ist fast ganz verschwunden. Tanne und Lärchenbaum herrschen vor. Ich ließ mich durch einen Bauernjungen zu dem bekannten Wasserfall führen. Die Umgebung ist nicht reich und der Bach unbedeutend, besonders der mittlere Fall aber gewährt immer ein anmutiges Schauspiel. Die Flüsse haben ihre Lebensalter wie die Menschen. Als harmlose Kinder lassen sie aus dem Felsen hervor, als Jünglinge brausen sie in die Tiefe, und durchwallen dann männlich als ruhige Ströme die Ebene, bis sie zuletzt im Allgemeinen verschwinden. Jede dieser Perioden ist in sich selbst vollendet und gewährt eine herrliche Anschauung.

30. August 1824. Radstadt.

Unweit Golling, von der Straße seitwärts, sind die Defen der Salzach. Es sind Klüfte von Kalkfelsen, durch welche der Fluß sich zwängt. Ein Geländer ist den ganzen Berg hinab bis über die Abgründe gebaut. Für die Bequemlichkeit ist durch Bänke gesorgt, wo man abwechselnd zu jeder Tageszeit Schatten findet. Nur hat man vergessen,

auch eine Quelle herbeizuleiten, da der Durst des erhitzten Wanderers noch durch das unterirdische Rauschen des Wassers vermehrt wird. Dafür kann er sich unweit des Passes Lueg erholen, wo sich eine Kirche, ein Lindenbaum und ein Brunnen befindet. Der Paß Lueg gehört gewiß zu den schönsten Prospekten in den Salzburger Alpen. Das Kalkgebirge senkt sich schräg, zerklüftet, schieferartig gegen die brausende Salzach, und aus jeder Felsenspalte scheint ein Wald von Buchenlaub hervorzubrechen. Dies schöne Laubholz verliert sich bald, und bis hierher sieht man auf den Bergen fast nichts als Tannen und Lärchenbäume. Am Paß Lueg bemerkte ich zuerst die Neigung des Gebirgs zur schieferigen Textur, welche bis hierher immer zugenommen. Die Esche ist ein getreuer Wächter der Felder und Zäune, der Sauerdorn kommt sehr häufig vor. Bei Werfen wird die Gegend malerischer, das alte Schloß mit seinen Thürmen und Zinnen erhebt sich zwischen Lärchenbäumen auf der Höhe. Ich schrieb das Gestrige auf der dortigen Post in einem freundlichen Zimmer, und vor meinen Fenstern, die mit Bäumen geziert waren, türmte sich das herrliche Tannengebirge.

Ich machte mich heute früh auf den Weg; doch wurde ich früh genug von der Sonne eingeholt und hatte, wie gestern, unbeschreiblich von ihr zu leiden. Nur an Wasser fehlte es nicht, denn der Bäche und Quellen, die von den Bergen herabströmen, waren unzählige. Der ganze Weg hierher hat wenig Reize, wenn man aus schöneren Gegenden kommt; aber geognostisch ist er äußerst reichhaltig. Sobald man bei Werfen über die Salzachbrücke geht, tritt man in eine neue Region. Schon unter den Pflastersteinen trifft man allmählich weniger Kalkstein und es zeigen sich Gneis, Glimmerschiefer, Granit mit Grünstein und alle Mischungen des Urgebirgs in großer Mannigfaltigkeit. Ich fand viele Fossilien, die ich nicht bestimmen konnte, und mußte mir Gewalt anthun, nicht mehr zu sammeln, als ich that. Ich brachte zweiundzwanzig verschiedene Stücke mit hierher, die ich in einer Schachtel poste restante nach München voraussandte. Doch konnte ich nur das Auffallendste und die Krystallisationen mitnehmen. Große Quarztrümmer lagen überall, sie waren meist mit einem roten, sehr weichen Fossil gemischt, das ich oft gesehen, dessen Namen ich aber nicht mehr weiß. Die Berge selbst aber, wie sie sich an die Straße herandrängten, bestanden nur aus Schiefer; aber Schiefer von allen Arten. Ein kalkartiger Schiefer war der vorherrschende, eigentlicher Glimmerschiefer kam selten vor. Ich zweifle, ob der Geognost so strenge scheiden kann als der Mineralog. Wenigstens schien hier alles ineinander überzugehen. Mein Blick ist noch zu unge-

übt, da ich bei früheren Gebirgsreisen zu wenig auf das Geognostische geachtet; auch fehlt mir Hammer und Lotrohr; mein einziges Hilfsmittel ist ein Feuerstahl.

Sonderbar ist, daß die Kirche von Hütttau, übrigens ein schönes, einfaches Denkmal alter Baukunst, aus Nagelsluhfelsen gebaut ist.

1. September 1824. Villach.

Ich bin in kurzer Zeit bis Villach vorgerückt. Das macht, ich fand gestern in Radstadt eine Gelegenheit, nach Sankt Michael zu fahren, und dort kam denselben Abend der Salzburger Postwagen an, den ich benützte, um hierher zu kommen. Zuerst wollte ich der Hitze entkommen, dann hatte ich keine Lust, in Sankt Michael zu bleiben, und das Posthaus war ohnedem durch den Herzog von Modena und seine Leute besetzt, der nach mir ankam, und den ich bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen sah. Durch diese Nachtfahrt habe ich freilich die Gegenden zwischen Sankt Michael und Renneweg versäumt, die sehr wild sein sollen. Doch zweifle ich, ob das eigentliche Gneisgebirge sich bis an die Straße erstreckt, da es auch auf der Tauernstraße nicht zum Vorschein kommt, wiewohl man Trümmer davon als Pflastersteine sieht. Bei Radstadt passierte ich zuerst die Ems, die einen von der Salzach entgegengesetzten Lauf nimmt, nachdem man lange gewohnt war, alle Flüsse in die Salzach abströmen zu sehen.

Unweit Untertauern steht ein Muttergottesbild an der Straße, das sich vor anderen feinesgleichen sehr auszeichnet und einen edlen Ausdruck zeigt. Es stellt die Krönung Mariä vor. Ohne Zweifel von derselben Hand sah ich eine Muttergottes vor Werfen an der Landstraße, die mir um so mehr auffiel, als das Jahr 1821 beigelegt war. Ich erkundigte mich bei dem Vikar auf Tauern nach jenem Gemälde, und er sagte mir, daß es ein bayerischer Maler gemacht habe, der sich ganz für sich selbst ausgebildet und kürzlich gestorben sei. Gewiß werden noch manche, die diesen Weg ziehen, das schöne Talent des zu früh Verstorbenen nicht verkennen. Seinen Namen konnte mir übrigens der Vikarius nicht sagen, der mich dabei auf ein Bild in seiner eigenen Kirche aufmerksam machte, für das ein Engländer hundert Louisdor hätte geben wollen. Ich konnte es nur durch eine schieberartige Oeffnung der Kirchenthüre sehen, und so erschien es mir wirklich als ein sehr schönes Bild, das die Befreiung des heiligen Petrus aus dem Gefängnisse durch einen Engel darstellt.

Die Tauern haben, besonders im Anfange, einige wilde Partien,

und die Taurach bildet ein paar bedeutendere Wasserfälle. Man sieht zuerst nichts als Schiefer, später wieder Kalk und Trümmer des Urgebirgs. Ein paar auffallende Schieferarten nahm ich mit mir. Das meiste besteht aus Rieselschiefer. Dafür hielt ich nämlich jene schwere, grobschieferige, dunkelgraue, mit weißen Adern durchzogene Masse. Uebrigens sieht man auch deutliche Stücke des gemeinen Thonschiefers.

Die Gegenden werden einförmig, auf der anderen Seite fließen die Bäche nach der Donau zu, ohne in ihrem Laufe sonderlich gehemmt zu werden. Sanft Michael liegt in einem anmutigen Thal am Ratschberg. Obst giebt es dort noch wenig oder keins; die Ernte ist noch nicht vorbei.

Als über Gemünd hinaus der Tag graute, sah ich große Trümmer von Gneis und ähnlichen Granitarten, sonst bis hierher nur Schiefer und Kalk.

Das erste, was mir in Kärnten, was mir beim Eintritt in das Drauthal auffiel, war die Burg zu Spital. Sie gehörte ursprünglich den Grafen Ortenburg, und kam nun an die Fürsten Portia. Es ist vielleicht das schönste weltliche Gebäude, was ich jemals gesehen habe, so viel sich noch aus dem Vorhandenen erkennen läßt. Denn es ward von den Franzosen zerstört und in Brand gesteckt. Kaum hat man es notdürftig wieder unter Dach gebracht. Aber aus allen seinen Theilen spricht eine Größe, eine Einfachheit, eine Kunst, die mich ganz entzückt hat. An den Inschriften, die der Fürst Portia hat setzen lassen, darf man sich nicht stoßen; ebensowenig an den Statuen und dem Wappen über dem schönen Portal, die ohne Zweifel auch erst von der Familie Portia herkommen. Die Verzierungen der Säulen sind in jenem sogenannten byzantinischen symbolischen Geschmack, den die Tempelherren mögen mitgebracht haben. So auch die Form der Fenster und anderes Aehnliche, wenn dies nicht aus Italien herübergebracht wurde, da es sich auch in Villach, ja auf den kärntnerischen Bauernhöfen zeigt. Es sind jene rundgewölbten Doppel- oder Trippelfenster, durch kleine verzierte Säulchen voneinander geschieden. Es ist unbeschreiblich, wie dies alte ortenburgische Schloß von den gewöhnlichen Schlössern der Adeligen absticht, so daß man, wenn man in den Hof tritt, einen fremden Feenpalast zu betreten glaubt. Und diese Burg mußte erst ganz in der Neuzeit zerstört werden ¹⁾!

Das Drauthal, wiewohl größtenteils mit Nadelholz bewachsen, ist fruchtbar und hat angenehme Partien. Ich sah auch viele Birken und

¹⁾ Vgl. Lübke, „Geschichte der Renaissance in Deutschland“, II, S. 75 ff. Das Schloß Porzia stammt aus den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts.

erklärte mir nun um so mehr, warum Atterbom in seinem Gedicht „Kärnthner Alpen“ diese Gegenden seinen schwedischen so ähnlich findet.

Ich war sehr begierig auf die Kirche von Sankt Paternion, las aber auf einer Inschrift in derselben, daß dieselbe celsior, das heißt höchst geschmacklos wieder aufgebaut worden sei, nachdem sie Schaden gelitten. Raum existiert noch eine Halle von der alten Kunst. Einen fast noch übleren Eindruck macht die hiesige Hauptkirche, weil man die gotischen Schwibbögen, Vorsprünge und Kapitäle mit einer marmorierten Farbe, das übrige aber weiß angestrichen hat, wodurch das Ganze durch und durch entstellt wird. Wie wenig werden überhaupt diese Kirchen mehr verstanden, und wie unmäßig geschmacklos sind gewöhnlich die Altargemälde, Botivtafeln und so weiter, die man darin angebracht hat. In der hiesigen befinden sich jedoch, unter vielen schlechten, ein paar Gemälde, die mich sehr angezogen haben. Es ist die Auferweckung Lazarus und die Heilung eines Besessenen. Beide stammen zuversichtlich von derselben Hand her. Was mir daran so gefallen, waren besonders die beiden Christusköpfe. Sie haben, was sonst nicht gewöhnlich, beide ganz hellblonde Haare und atmen Ruhe, Würde, Hoheit.

Späterhin setzte ich mich auf die Draubridge und bemerkte hier weniger die vorübergehenden Mägde mit ihren zweihenkeligen, plattgedrückten Tragförsen und Kröpfen als vielmehr im Hintergrunde die herrlichen Kärntneralpen.

4. September 1824. Görz.

Vorgestern ging ich zu Fuß von Villach weg. Man kommt bei Federaue über die Gail und der Weg streckt sich eine Zeit lang durch die Ebene. Die Flüsse fallen noch gegen die Drau zu ab. Mais wird hie und da gebaut. Die Hainbuche und der Berberis sind äußerst häufig. Der Hopfen kommt wild vor und schlingt sich um alles. Gegen Tarnis hin gerät man immer mehr in die Berge, ja Bergschluchten hinunter. Das Gebirg ist meist noch schieferartig, und überall giebt es Bleibergwerke. Bei Arnoldstein ist ein kleines Lärchenwäldchen, und herrliche Buchen dehnen sich von den Hügeln herunter in den Bach. Man sieht hier schon häufig an Vorüberziehenden die dunkelbraune Gesichtsfarbe und die pechschwarzen Haare. Ueberall auf den Dörfern hat man schon Sorge getragen, die Fenster mit Gittern und Eisenstäben zu verwahren.

In Tarnis aß ich in der Post zu Mittag und nahm eine sogenannte Caretta, die mich denselben Tag nach Klitsch und den folgenden

nach Görz bringen sollte, denn das Gehen ist bei dieser Hitze unmöglich. Mein Kutscher war ein alter, ehrlicher Junge von siebzig Jahren, der alles that, um mich zu unterhalten, und mir unter anderem erzählte, wie ihm sein einziger Sohn in Laibach bei einem Handel, der mehr Scherz als Ernst war, zufällig erschlagen wurde. Dieser Alte war sehr unterrichtet für seinen Stand, und sprach vollkommen die drei so verschiedenen Sprachen, die hier zu Lande üblich sind, deutsch, windisch und italienisch. Die windische ist allerdings, wahrscheinlich auch hier noch, die vorherrschende. Leicht rollte der leichte Wagen auf der herrlichen Straße fort, die in unendlichen Krümmungen sich durch wolkenhohe, kahle, furchtbare Kalkfelsen schlingt, auf welchen zum Theil noch Schnee liegt. Der Weg führt zuerst bergan, und man sieht unten im engen, schroffumgebenen Thal einen kleinen, ruhigen See mit einer Fischerinsel; dann aber geht es fast ununterbrochen bis Görz bergunter. Uns entgegen kamen Scharen von Wallfahrern, die nach dem Heiligenberge zogen. Jäh senkt sich die Straße, durch Geländer und aufgepflanzte Kalksteine von den Abgründen getrennt, nach den Dörfern Ober- und Unterbruth hinab, wo einsame Wenden, fern von der Welt, um ihre kleinen, mit Schindeln gedeckten Kapellen wohnen. Nun fließen alle Gießbäche nach Süden zu, und bald gelangt man an die furchtbare Kluft von Flitsch (Chiusa di Plez), wo die Satscha sich in Schächten verliert, die sie dem Auge verbergen, und von wannen herauf das Geräusche des Wassers nicht mehr gehört wird. An dieser drohenden Stelle erheben sich die Trümmer eines Kastells, das unangreifbar scheint, von der Hand der Franzosen aber zerstört wurde. Auf einer Felseninsel ragen die altertümlichen Mauern aus der engen Schlucht empor, und so hoch sich über ihnen die wilden Felsen erheben, so tief senkt sich unter ihnen der Abgrund. Noch sieht man die Höhlung in der Mauer, von welcher die Zugbrücke nach der Straße führte, und auf dieser Brücke fanden Hunderte von Franzosen den Tod, als sie, von der Mitte aus emporgezogen, den anrennenden Feind in die unsichtbaren Schünde der Satscha warf, in die Satscha, die plätschernd ihren Raub empfing, wie noch jetzt die heruntergerollten Steine. Mann für Mann aber stiegen immer aufs neue die kühnen Feinde, mit Fußseilen bewaffnet, von den Bergen herab, und viele stürzten in ihr eigenes Grab, bis endlich die Festung fiel.

Noch ehe wir Flitsch oder, wie es auch heißt, Plez erreichten, sah der Mond in die Abgründe. Die Wirtin sprach etwas deutsch, und die Wohnung, mit ihren Strohkranzweiden und Strohmattlagen, war erträglich,

nur das Abendessen schien einigermaßen unpassend, da ich etwas Leichtverdauliches verlangt hatte, und ein Gericht von Hühner- und Taubenmägen, sodann einen zähen Schweinebraten mit Saubohnen als Salat erhielt.

Den anderen Morgen ging es wieder durch die Berge an den Isonzo hinab, der gegenwärtig sein kiesüberschwemmtes Bett nicht ausfüllt. Kahles Gestein ist dort noch der ganze Reichtum dieses Flusses, in welchen hier Wein und Del von allen Hügeln fließen. Bei Caporetto erweitert sich das Thal in etwas, man sieht wieder Obst und Maisfelder. Der zerbröckelte Kalk erscheint hie und da in Nagelsfluh zusammengebacken, doch kommen noch später schieferartige Kalkfelsen vor. Noch fühlt man den Süden bloß an der großen Hitze. Aber in schnellen Uebergängen verändert sich die Umgebung. Zwischen Doblar und Roncina hielten wir an einem Wirtshause, wo wir Früchte fanden und einen blassen Wein, der in der Nähe wächst. Nun sahen wir allmählich Rebenfestons von Baum zu Baum geschlungen. Wilder Wein hingegen mit Brombeergeständen und Epheu wucherte von jedem Fels herunter. Wilde Feigengebüsch grünt an der Straße. Die Höhe der Berge hatte abgenommen, das Nadelholz war verschwunden, Buchenwälder bedeckten das Gebirg, das Thal war ein Garten geworden. Zuerst zeigten sich ganze Reihen von Maulbeerbäumen mit ihrem freundlichen Grün. Die Reben greifen immer mehr um sich, sie kleben sich allenthalben an, sie bekränzen in langen Guirlanden alle Felder, bekleiden den Baum, der sie trägt, mit ihrem fremden Laube, und gegen die Erde lastet die Fülle der Frucht. Kein Raum ist leer gelassen, wo keine Rebe hängt, klebt ein Epheu. Der Feigenbaum lockt mit süßen Früchten aus herrlichen Blättern. Mandeln und Pfirsiche, Kastanien und Nußbäume erscheinen vielfältig, seltener der Delbaum. Reis und türkisch Korn sind zwischen den Obstwäldern ausgesät. Melone und Kürbis kriechen an der Erde. Plötzlich verengt sich das Thal wieder. Kahles Gerölle bedeckt das linke Ufer des Isonzo, und von der anderen Seite senken sich die dichtesten Buchenhaine jäh in den Fluß. Erst bei Salsano entfaltet sich die Gegend. Ich sah die ersten Cypressen, doch schon im Mondenschein. Sie umgeben ein Landhaus. Görz und die Nacht war eins.

Heute morgens besah ich die Stadt. Sie ist freundlich, wohlgebaut. Die vorspringenden Dächer sind allgemein. Der Obstmarkt prangte mit Melonen, Orangen, Feigen und anderen Früchten, und alles um den niedrigsten Preis. Die Wendinnen tragen lange weiße Tücher auf dem Kopf, über diesen einen Kringel und auf dem Kringel ihre

Körbe. Ein Obitverkäufer lud mich in seine kleine Behausung, die mich an den kompendiösen Haushalt der französischen Bauern erinnerte, und setzte mir einen Teller der köstlichsten Feigen vor.

6. September 1824. Trieste.

Ich unterließ nicht, in Görz die Kirchen zu besuchen. Die Jesuitenkirche ist unbedeutend; aber die Domkirche gewährt einen eigenen Anblick, wiewohl sie auch aus einer Mischung des Gotischen und Modernen besteht. Aber nur die hintere Halle des Hochaltars, die sonst wahrscheinlich die ganze Kirche ausmachte, ist gotisch, und das eigentliche Schiff der Kirche schließt sich durch einen Bogen auf eine geschmackvolle Weise an jenes Gewölbe an. Die Seitenaltäre, die, anstatt wie bei uns die Richtung des Hochaltars anzunehmen, an die Wände nebeneinander gereiht sind, die reichen und doch einfachen Verzierungen, die Freskomalereien, alles dies giebt diesem Tempel ein sehr heiteres Ansehen. Hierzu kommt das in einzelnen Teilen sehr gelungene Bild eines jungen Görzer Malers über dem Hochaltar.

Ich stieg sodann in den Palast des Grafen Coronini hinauf, um die weitläufigen Gärten zu sehen; aber sie sind einzig auf den Gebrauch berechnet und bestehen aus Reisfeldern, Reben und Maulbeerbäumen. Diese letzteren sind überhaupt in der Gegend vorherrschend, jeder Winkel, sogar der Kirchhof ist für ihre Fortpflanzung benützt. Aus einem Klostergarten sah ich einige schöne Cyressen vorragen; auch sieht hie und da ein Lorbeer über die Mauer. Für eigentliche Gartenkunst scheinen die Görzer übrigens keinen Sinn zu haben. Es giebt in diesen reichen Umgebungen keinen öffentlichen Garten oder Spaziergang, wo man des Schattens und der fruchtbaren Landschaft in Ruhe bei einem Glas Wein genießen könnte. Das Schönste, was mir in Görz zu teil wurde, ist die Aussicht vom Kastell herab, das ich des Abends bestieg, während vom Hauptplatze her eine militärische Musik heraufklang. Eine solche Fülle von Grün in allen seinen Schattierungen war mir eine neue Erscheinung. Im ganzen, nach allen Richtungen hin, war nicht eine einzige Stelle leer oder kahl, wo man den Boden des Feldes gesehen hätte. Bis zu den höchsten Hügeln erstreckte sich diese Rebendecke, mit Weiden und Fruchtbäumen durchflochten. Im Hintergrunde ragten die herrlichen Formen der Kalkgebirge empor und bildeten eine schöne Kette. Gestern morgens fuhr ich von Görz mit einer gewöhnlichen Gelegenheit hierher. Ein gutmüthiger Italiener, ein ungarischer Offizier, der deutsch verstand, und ein junger Mensch, der nach Cherso sollte, machten die Gesellschaft

aus. Der Weg hierher, wiewohl mit Ortschaften besät, ist fürchterlich, ein wahrhaft steinigtes Arabien, zwischen welchem von Zeit zu Zeit Weinberge und Maulbeerpflanzungen hervortraten. Alles hängt voll theils dichter, theils seltsam zerklüfteter Kalksteintrümmer, die zum Theil zu Mauern und Steinhaufen aufgeschichtet sind. Schon vor Monfalcone gewahrt man einen Streifen des Meeres. In Monfalcone, wo wir anhielten, erstieg ich den Berg, auf welchem die Ruinen des ehemals herzoglichen Schlosses stehen, und sah gegen das Meer hinüber, über welchem der Dunst des heißen Tages lag. Auch bei Duino sieht man mehr bloße Kanäle und Lagunen als das hohe Meer selbst, das erst von Opicina aus in seiner Pracht sich ausbreitet. So sah ich es zuerst in seiner tiefsten Stille, durch kein Lüftchen bewegt. Die Abendsonne, die hinter einer lichten Wolke stand, warf einen blendendweißen Schimmer über daselbe. Nun ging's den steilen Berg hinunter, in die vollen Gassen von Triest. Zuerst fiel die Tracht der Bauern — es war gerade Sonntag — auf, die dem Klima gemäß ist. Der Filzhut ist mit einem ungemein breiten Rande versehen, die Jacke hängt mit ihren Ärmeln über den Schultern, die kurzen Hosen schlottern ungebunden um die Kniee.

Triest überfällt und betäubt zu sehr, um ein vollständiges Bild davon zu geben und die Anschauungen des ersten Abends einigermaßen zu ordnen und zu vergegenwärtigen. Ich stieg in der „Locanda grande“ ab, die auf einer Seite nach dem eigentlichen Markt, der Piazza grande, gerichtet ist, auf der anderen nach dem Hafen. Ich erhielt ein schönes, geräumiges Zimmer mit der Aussicht auf das Meer und die unzähligen Masten, die hier vor Anker liegen. Wenn ich meine Stubenthür öffne, so sehe ich über einen Balkon weg nach der Piazza. Ich fühlte zuerst ein großes Bedürfnis, mich zu baden, und ließ mich auf den „Soglio di Nettuno“ führen, ein sehr schön eingerichtetes Badeschiff, durch eine Schiffbrücke mit dem Lande verbunden. Die Bäder gehen vermitteltst eines geländerten Bretterbodens ins Meer hinunter, und man kann höher und tiefer schrauben, sich erheben und versenken. Das Wasser bringt beständig durch die Oeffnungen des Geländers ein, und man kann sich in eine schwankende Bewegung versetzen. Hier lernte ich nun die Natur des Meerwassers kennen. Es ist durchsichtig wie Glas, und der Körper unter dem Wasser erscheint wie der weißeste Marmor. Nach dem Bade verbreitet sich eine gewisse Hitze über den Körper. Im Geschmack schien es mir dem Solewasser in Hallein ganz gleich zu kommen. Aus dem Bade steigend, ging ich aufs Verdeck, das mit Sitzen versehen ist, um Erfrischungen zu sich zu nehmen. Der Mond stand bereits über dem

Palaste des Hieronymus Buonaparte, und von Süden her kam ein abwechselndes Wetterleuchten. Der späte Anfang des Theaters erlaubt noch vorher den Abend zu genießen.

Welch eine Regsamkeit des Lebens entfaltet ein solcher Abend in Triest! Die elegante Bauart der Stadt, die Börse, das Theater und hundert andere schöne Gebäude, die vielen großen Plätze, die prächtig erleuchteten Kaffeehäuser und das schöne Pflaster von Quadersteinen, auf welchem man so angenehm als in der Stube geht, das Thor nach dem Hafen zu, des darin befindlichen Muttergottesbildes wegen tausendfach illuminiert und von Betern besucht, der Hafen selbst mit all seinen Schiffen, auf denen einsame Lichter brennen, der Canal grande, dessen Masten sich mitten unter den Häusern von Triest erheben, die mannigfaltigen Trachten verschiedener Nationen, zumal der Griechen und Armenier, der Obstmarkt mit seinen Melonenkörben und Orangenpyramiden, neben denen überall Lichter und Lampen brennen, die Volksmenge endlich, die sich durch alle Gassen wälzt, imponieren dem fremden Ankömmling überaus. Um halb neun Uhr ging ich ins Theater. Man findet zuerst herrliche Vorsäle, welche theils zu Büffetts bestimmt sind, zum Teil zum Versammlungsort dienen, die Hereinpassierenden vorübergehen zu sehen. Das Theater selbst ist groß und geschmackvoll gebaut mit einem Kostenaufwand, wie man in Deutschland selten finden wird. Der Vorhang stellt den Tempel des Herkules vor, und er selbst als Herkules Musagetes in der Mitte. Man gab „Le Gelosie di Zelinda e Lindoro“. Es werden hier bloß große Zettel mit Foliobuchstaben an das Theater und noch ein paar Hauptsammelpätze der Stadt angeschlagen, eigentliche Komödienzettel mit Personenverzeichnissen u. s. w. giebt es nicht. Das Stück selbst war eine Comedia di Carrattere und unter aller Kritik langweilig und abgedroschen. Doch da ich dabei noch Nebeninteressen hatte und doch einige italienische Phrasen lernte, so unterhielt ich mich ziemlich. Von Dekorationen kamen bloß zwei gewöhnliche moderne Wohnstuben vor, aber so prächtig und geschmackvoll gemalt und ausgeziert, daß ich mich nicht satt daran sehen konnte, da mir in Deutschland dergleichen niemals vorkam. Denn bei allem Aufwand für Dekorationen fehlt doch Geschmack und Kunst. Ueber der Bühne ist eine Uhr in Transparent angebracht, welche Stunden und Minuten anzeigt, wenn sich irgend jemand früher zu einer bestimmten Zeit entfernen will. Unter den Schauspielern war bloß die Zelinda erträglich. Wie froh wäre ich gewesen, wenn doch wenigstens eine Komödie von Goldoni gegeben worden wäre! Denn heute war leider kein Schauspiel. Es sollte in der

Arena, einem Platz unter freiem Himmel, der beleuchtet werden sollte, gespielt werden, wie es ein über den anderen Tag zu geschehen pflegt. Allein man befürchtete gegen Mittag einen Regen, und der Zettel wurde abgenommen. Angekündigt war: „Elisabetta, regina d'Inghilterra, ossia il gran Parlamento di Londra, istorica, drammatica, spettacolosa rappresentazione.“ Noch habe ich im Theater und seitdem auch auf den Gassen bemerkt, daß ein bei uns längst abgeschafftes Stück der Damenkleidung hier noch ganz allgemein ist, nämlich der Fächer.

Als ich heute morgens aufwachte, war der Himmel noch wolkig, da es die Nacht über geregnet hatte, und es ging der Scirocco, ein Wind, der den Schiffen günstig ist, die in den Hafen von Triest einlaufen wollen. Auch glänzte alles in der Ferne von weißen Segeln, und Möwen flogen über das Wasser.

Als ich aufstand und ausging, fand ich den Theaterplatz voll von Kaufleuten, die sich vor der Börse versammelt hatten; denn die Börse reicht von der Piazza della Borsa bis zur Piazza del Teatro, wo zwar nicht der Haupteingang, aber der besuchteste ist.

Ich kam an einem Buchladen vorbei und erfuhr da, daß der „Carmagnola“ des Manzoni zu den verbotenen Büchern gehört¹⁾. Ich kaufte eine kleine Raccolta von neueren italienischen Dichtungen und eine Duodeztausgabe des Decamerone in einem Bande. Nachmittags führte mich der Lohnbediente zu den beiden Promenaden von Triest, dell' Acquadotto und di St. Andrea. Die Anpflanzung besteht aus Akazien. Der letztere Spaziergang läuft am Meere hin und gewährt herrliche Prospekte. Wir kamen an dem schönen Palast Baciocchi vorüber, der Napoleons Schwager gehört. So besuchte ich auch den Molo di S. Carlo, wo man zu beiden Seiten die großen Kauffahrteischiffe sieht und vielen Griechen begegnet, die hier zu spazieren lieben, um von ankommenden Schiffen Nachrichten aus ihrem Vaterlande zu erhalten.

7. September 1824. Triest.

Als ich heute aufstand, ging der Maestrale und der Himmel war ganz rein; nun scheint er wieder in den Scirocco umzukehren. Doch ist dieser dem Dampfschiffe nicht ungünstig, mit dem ich heute nacht um neun Uhr von hier nach Venedig abzureisen gedenke.

¹⁾ Das Drama „Il conte di Carmagnola“ des berühmten Dichters war 1820 (Mailand) erschienen. Es nahm das Söldnertum des 15. Jahrhunderts zum Gegenstand. Anständig können der Censur nur die Chöre gewesen sein, die auf die politische Wiedergeburt Italiens deuteten.

Ich ging ziemlich frühe mit dem Lohnbedienten aus. Vom Kastell herab sah ich Triest, das Meer und in der Ferne Aquileja durch ein Perspektiv. Man zeigt in der Altstadt auch ein altes römisches Thor. So ist auch die Kirche von St. Just uralt und bewahrt noch einige Hallen von Mosaik neben dem Hochaltar. Genau genommen ist sie fünfstatt dreiteilig, doch sind die beiden äußersten Räume an den Wänden keine eigentlichen Gänge mehr. Die Minoriten- und Jesuitenkirche sind unbedeutend. Im Hospital existiert ein Institut, wo man die unehelichen Kinder aufnimmt. Es ist ein drehbares, rundes Kissen in der Mauer angebracht, dort legt man die Kinder hinein, läutet eine Glocke und entfernt sich, worauf der Portier das Kind in Empfang nimmt. Sehr merkwürdig waren mir die illyrischen und griechischen Kirchen, beide dem griechischen Gottesdienst geweiht, der Einrichtung nach gleich, nur in der Sprache, die darin geredet wird, verschieden. Sie mag noch einige Ähnlichkeit mit dem griechischen Tempel beibehalten haben. Der mittlere Raum, wo unsere Kirchenstände angebracht, ist leer und frei, die Sitze von Schnitzwerk für die Männer befinden sich an den Wänden. Oben ist eine Tribüne für die Frauen, über dem Eingang der Kirche. Dieser Tribüne gegenüber ist eine Wand aufgerichtet, die beinahe bis an die Decke reicht und oben mit einem Kreuze geschmückt ist. Sonst ist sie ganz mit Zieraten und Gemälden auf Goldgrund ausgefüllt, sowie auch die Seitenwände der Kirche und die Decke bemalt sind. Hinter jener Wand befindet sich der Altar, auf beiden Seiten durch Vorhangsthüren zugänglich. Vor jener Wand sind kleine Pulte für die Priester bei gewöhnlichen Gottesdiensten und eine Reihe großer Wachskerzen, drei zu drei auf einem Kandelaber.

Ich war wieder auf dem Molo di S. Carlo, wo man die größten Schiffe sieht, und zur Rechten die Barken, die zum Spazierenfahren auf der See bestimmt sind, und wo man häufig von den Barcarolen das „Commanda la barchetta?“ hört. Auch von diesen kleinen Barken ist jede benamft. Unweit des Molo steht das größte Haus in Triest; es gehört einem Griechen, dem Demetrio Carciotti. Es hat sieben Eingänge ohne die Thüren der Magazine. Ich fand auf der Post einen Brief meiner Mutter, den ich erst auf dem Schiffe mit rechter Muße lesen will, und ging dann mit dem Lohnbedienten nach der Promenade St. Andrea, wo wir ins Meer hinunterstiegen, da eben Ebbezeit war, und Muscheln und Krebse suchten. Was wir fanden, ließ ich in eine Schachtel packen, und auf dem Fischmarkt kaufte ich noch einige wunderliche Seeschnellen dazu, von denen man um einen Kanentan oder Kreuzer

eine Menge bekommt. Dies ist nun schon die dritte Schachtel, die ich mit Naturalien anfülle, und es wird wohl noch eine vierte und fünfte dazukommen. Der Fischmarkt ist auch ein neuer Anblick für einen Fremden. Ich sah hier den Thunfisch zum erstenmal und hundert andere, die ich nicht zu nennen weiß. Die Versendung der Stockfische, die in dem zusammengechrumpften Zustand, in welchem sie sich befinden, in große Bündel geschnürt werden, war mir ebenso neu. In allen diesen Theilen der Stadt ist ein sonderlicher Geruch, der zur Zeit der Ebbe noch durch die Ausdünstung der unterirdischen Kanäle vermehrt wird.

Von dort ging ich in die Arena oder das sogenannte Tagstheater. Es ist ein ziemlich großer Raum, wo unter freiem Himmel meist von fünf bis sieben Uhr gespielt wird. Die Bühne ist klein, doch ziemlich artig decorirt. Das Stück „Stanislao Re di Polonia“ war ein Fabrikstück. Ein großmüthiger König bestraft den seine Gewalt mißbrauchenden Schurken von Statthalter und rettet die Unschuldigen. Der Souffleur war sehr beschwerlich. Ein paar Schauspieler suchten etwas aus der Sache zu machen und affectierten einen Affekt, der durch das Stück nicht in sie kommen konnte.

Als ich in meine Stube zurückkam, umgab ein großer Kranz von Abendrot das Meer, und dies ist mein Abschied von Triest, denn um neun Uhr geht das Dampfboot ab.

14. September 1824. Venedig.

Seit einer Woche in Venedig, habe ich noch nichts geschrieben, und ich weiß nicht, ob ich meinen Fehler werde wieder gut machen. Die Fülle der Gegenstände ist zu groß, um in der bisher beliebten Art fortfahren zu können. Manches Herrliche sieht man nur so flüchtig, daß man kaum wagt, davon zu sprechen, und lange Zeit ging ich hier wie im Traume herum, aus dem ich mich langsam erhole.

Auch fehlen die äußeren Bedingungen, um Zeit zu finden, etwas auf dem Papiere festzuhalten. Den Tag über bringt man mit tausenderlei Sehenswürdigkeiten zu und die Hälfte der Nacht auf dem Markusplatz.

Eine große Entbehrung ist es für mich, daß gegenwärtig auch nicht eine Schauspielergesellschaft sich hier befindet und in keinem der sieben Theater gespielt wird. Ohne Zweifel ein unerhörter Fall in Venedig, der sich nun aber bei dem Abnehmen der Stadt noch öfter, im Sommer wenigstens, ereignen wird. Denn gegenwärtig befinden sich die vornehmsten Familien auf ihren Landgütern. Ein einziges Theater, S. Benedetto, habe ich bereits gesehen bei Gelegenheit eines Konzerts, das der

berühmte Violinspieler Paganini gab. Es ist geräumig und sehr elegant, mit einer transparenten Uhr, wie das zu Triest, versehen.

Von Triest fuhr ich des Abends beim schönsten Mondlicht ab. Eine große Volksmenge war auf dem Molo di S. Carlo versammelt. Der Dampf wehte in dichten Wolken über unser Schiff, dessen Räder lange, regelmäßige Furchen in der Flut zurückließen. Der Sonnenaufgang war schön, wie es die gestirnte Nacht war. Eine Flasche Cyperwein, die ich etwas schnell, im lauten Gespräch, ausgetrunken, zog mir auf kurze Zeit die Seekrankheit zu, von der ich sonst wahrscheinlich frei geblieben sein würde. Ich hatte nämlich die Bekanntschaft eines jungen Schottländers Namens Dalrymple gemacht, mit dem ich über Lord Byron sprach, welchen er weit über Schiller und Goethe setzte. Denn, durch Deutschland gereist, verstand er ein bißchen Deutsch, war aber Brite genug, um von Nationalvorurteilen petrifiziert zu sein. Ich habe hier außer ihm noch einen anderen Engländer kennen gelernt, der mich aber auch nicht interessierte. Dasselbe war mit einigen Deutschen der Fall, die ich in der ersten Zeit meines Hierseins fand. Theils lernte ich sie bei einem deutschen Traiteur, „zur Stadt Graz“, kennen, wo ich gewöhnlich zu Mittag esse, theils waren sie mit auf dem Dampfboot. Unter ihnen ist ein Mediziner Namens Lachmann, ein Bruder desjenigen, der mir als Philolog, als Kenner der altdeutschen Litteratur und als Uebersetzer der Shakespeareschen Sonette bekannt ist. Dieser Bruder aber hat keinen Sinn für Kunst, wiewohl er auch die Gemälde besieht und vieles aufschreibt, wahrscheinlich um eine Reisebeschreibung daraus zu stande zu bringen. Er mag übrigens ein guter Naturforscher, zumal Botaniker sein, wie ich auch bemerken konnte, als wir zusammen auf die Murazzi fuhren, wo er bei eintretender Ebbe mehrere Seepflanzen fand. Auf dieser Fahrt nach jenen riesigen Schutzmauern der Republik Venedig gegen das Meer erhielt ich erst einen richtigen Begriff von den Lagunen und den Meerströmen, von welchen sie bespült werden. Es war auch noch ein Italiener und ein Engländer dabei, wie ich denn überhaupt vieles in Gesellschaft, vieles auch allein sah.

Das erste Anlanden unseres Dampfboots an der Piazzetta war imposant genug. Die Aussicht auf die Seufzerbrücke und die schöne Brücke vor ihr auf dem Palazzo ducale, auf die beiden Säulen der Piazzetta, sowie auf den jetzigen Palazzo reale mit seinen Gärten ist kein geringer Vorgesmack von Venedig. Ich ging über den Markusplatz, aber noch den Schwindel des Schiffs im Kopf, und trat im „Pellegrino“ ab, einem Gasthof, der auf einer Nebenvertiefung des Markus liegt,

welche Piazza dei Leoni, wegen der dort aufgestellten Löwen, heißt. Meine Fenster gehen auf die Merceria. Die einfache Einrichtung eines venetianischen Wirtszimmers besteht aus einem sehr großen und schwer ersteigbaren, übrigens guten Bett, das die Hälfte der Stube, ja noch mehr einnimmt, einem kleinen Tisch, einem Waschtischchen, einem Wandschrank und einem Nachtstuhl. Sehr gut nimmt sich das sogenannte venetianische Pflaster aus, das man hier überall als Stubenboden findet.

Statt des Kleiderputzers hat man eine Art Bürste, und die Schuhe läßt man sich des Morgens beim Ausgehen auf der Straße von den Schuhputzerjungen, die in Menge herumlaufen, reinigen. So muß man auch sein Frühstück in einem Kaffeehause nehmen. Ich bin bei solchen Gelegenheiten immer auf dem Markus, wiewohl dort alles viel teurer ist als in anderen Teilen der Stadt. „Antonio Sutil“ heißt das Kaffeehaus unter den neuen Prokurationen, das ich noch des Abends am meisten besuchte. Hierher, wie in das daranstoßende „Florian“, kommen viele Nobili, und diese Buden sind so besucht, daß sie das ganze Jahr durch niemals geschlossen werden, da es ohnedem bis gegen Morgen, wo neue Gäste kommen, von Gästen nie leer wird. Denn ist Theater in Venedig, so fängt dieses erst um elf Uhr an, und dasselbe gilt von den Gesellschaften. Die Damen sind besonders an Sonntagen in Menge da. Ich kam an einem Feiertage hier an und konnte daher sogleich die Flaggen der drei sonstigen Königreiche auf dem Markusplatze wehen sehen. Es sind Cyprien, Randia und Morea. Gegenwärtig sind sie mit den österreichischen Farben dekoriert.

15. September 1824. Venedig.

Es wird sich Gelegenheit finden, das bisher Uebergangene allmählich nachzuholen, und so mache ich, um doch etwas zu thun, von heute an den Anfang. Ich ging mit drei jungen Leuten umher, die ich gestern im Grazer Speisehaus hatte kennen lernen, und die mich weit mehr interessierten, als die bisher hier angetroffenen Landsleute. Der eine ist ein Russe Namens Glehn, die anderen Deutsche. Sie scheinen Mediziner zu sein und wollen diesen Winter noch einen großen Teil von Italien sehen. Wir waren gestern in der Academia delle belle arti zusammen, wo uns allen erst die ganze Glorie der venetianischen Schule klar wurde. Heute morgens trafen wir uns bei Sutil auf dem Markusplatze, und ich führte sie nach S. Giulian, einer Kirche, die ich täglich besuche, nicht ihrer sehr schlecht konservierten Gemälde wegen, als vielmehr eines herrlichen Bildwerkes von Girolamo Campagna über dem Seitenaltar zur

Sinken. Es ist ein schlafender Christus, von zwei Engeln unterstützt. Der eine hat ihn bei der Hand gefaßt, der andere hält die Hand unter, worauf der Heiland sein Haupt gelegt hat. Auf seinem Angesichte wohnt die tiefste, innigste Ruhe, während das der Engel von Schmerz um ihn verzogen ist. Von diesem Christuskopf läßt sich nichts anderes sagen, als daß er ganz und gar Christus ist. Ich werde nicht satt, es zu sehen, und dies Werk allein wäre hinreichend, um mich für immer in Venedig festzuhalten. Wir gingen von da nach Santa Maria formosa. Hier findet sich unter anderen ein köstliches Bild des älteren Palma, die heilige Barbara, das schönste, was ich in dem bilderreichen Venedig von diesem so fruchtbaren Maler bisher gesehen habe. So auch mehreres Schöne von Vivarini, einem älteren Maler, den ich auch erst in Venedig kennen lernte. Nur wenig läßt sich nennen, aber in jeder Kirche findet man eine Fülle von guten Bildern, wovon oft das Schlechteste bei uns in einem weit höheren Werte stehen würde, als es hier der Fall sein kann.

Sodann gingen wir nach dem Hause Heintzemann, um die Hebe von Canova zu sehen. So wenig mir sonst Canova gefiel, und so platt mir wieder das Monument vorkam, das er hier im Arsenal dem General Emo gesetzt hat, so ist doch diese Hebe eine zierliche Gestalt, die man mit angenehmem Erstaunen betrachtet.

Der Grimanische Palast, den wir dann besuchten und der einer noch wohlhabenden Familie gehört, verschließt eine Reihe von schönen Antiken in sich. Am meisten hat mich die Figur eines, wie es schien, Soldaten angezogen, dessen Waffenkleidungen an einem Baum hängen, und der seinen Helm an einem Stock auf der Schulter trägt. Er ist im Vorwärtsschreiten begriffen; was er aber eigentlich vorhat, ist schwerlich zu sagen; die Figur ist keine zwei Schuh hoch.

Unter den dasigen Gemälden befindet sich eines von Albrecht Dürer, das nicht zu seinen besten gehört, mehrere Salvatis, ein etwas plumper Amorino von Guido Reni und auch zwei Marienbilder meines venetianischen Lieblingsmalers Gian Bellin. Besonders das eine größere ist sehr lieblich, wiewohl sie anderen Werken dieses großen Meisters nicht gleichkommen. Der ganze Palast ist ein wahrer Tempel der Kunst, nichts ist störend und prosaisch. Die Plafonds sind meist gemalt oder sonst von Sansovino und Giovanni da Udine verziert, der Boden ist von dem herrlichsten venetianischen Pflaster und verschiedenen Farben und Variationen, die Tische von schönem Marmor und eingelegter Arbeit. [200]

Wir kamen sodann nach Giovanni e Paolo, einer unbeschreiblich reichen Kirche an Schätzen der Kunst, die ich schon früher, wiewohl

flüchtig, besucht hatte. Die Bauart ist aus dem Mittelalter im vor-gotischen, byzantinischen Geschmack. Das Portal, dessen Schwibbogen ein dichtes Blumengewinde bildet, ist besonders reich und schön. Hier trifft man auch Glasmalereien, was so selten in Venedig ist. Die kolossalisch runden Säulen sind nicht gehauen, sondern zusammengesetzt. Die Wölbung selbst ist nicht so schön, als man dergleichen bei unseren besten Kirchen in Deutschland antrifft. Unter den vielen Grabmälern der Dogen zeichnen sich besonders das des Andrea Vendramin und des Leonardo Loredan aus. Die meisterhafte Statue des letzteren in sitzender Stellung ist von Campagna. Vorzüglich ist auch Vittore Capello vor der heiligen Helene knieend von Dentone, 1480. So sieht man auch eine herrliche Statue des heiligen Hieronymus. Unter den Gemälden sind die „Krönung Maria“ von Carpaccio (einem Zeitgenossen Bellinis, von dem auch in der Akademie ein herrliches Bild hängt), die „Geburt Christi“ von Paolo Veronese, „Sankt Peter Martyr“ von Tizian und das unvergleichliche Bild von Gian Bellin, die Mutter Gottes mit dem ihr auf dem Schoße stehenden, unendlich lieblichen Jesusknaben und einigen Heiligen um sie her, die besten; ja, sie gehören gewiß zu den größten Meisterwerken der Kunst¹⁾. Nachmittags fuhren wir nach S. Giorgio hinüber, einer Kirche Palladios, die mich aber doch nicht besonders anzieht. Im Innern sind einige schöne Arbeiten von Campagna nebst schätzbaren Malereien. Wir machten nun noch die große Tour auf dem Canal grande, die ich schon öfters gemacht habe, aber immer wieder mit dem größten Vergnügen mache, da ich mich an dem Anblicke der herrlichen Paläste, die man beständig zu beiden Seiten hat, gar nicht sättigen kann. Leider sind die meisten sehr in Verfall und kaum bewohnt. Aus mehreren hat die Regierung öffentliche Gebäude gemacht. Unter den alten, noch ganz im byzantinisch-arabischen Geschmack erbauten, sind ohne Zweifel Cavalli, Pisani und Cà d'oro die ausgezeichnetsten, an denen eine Fülle von Kunst verschwendet ist. Unter denen, die einen bedeutenden Uebergang zur modernen Art des Palladio bilden, scheint mir der Palazzo Vendramin des Pietro Lombardo vor allen bewundernswürdig. Von denen, die aus der besten Zeit der modernen Schule sind, dünkt mich der Palast Manin von Sansovino der einfachste (diesen Palast besitzt noch jetzt der Sohn des letzten Dogen von Venedig). Unter denen, die sich schon zu einer Verschlechterung des Geschmacks neigen und zu sehr überhäuft sind, wird der Palazzo Pesaro am meisten geschätzt werden müssen, wie er denn noch überhaupt als der berühmteste

¹⁾ Letztere beiden Bilder verbrannten 1867.

Palast in Venedig zu gelten scheint. Er ist von Longhena. Wir stiegen noch an der Kirche Gli Scalzi aus, der reichsten in Venedig an Vergoldungen und Marmor. Hinter dem Hauptaltar befindet sich ein kleines Muttergottesbild von Gian Bellino. Es ist so unbeschreiblich lieblich, daß auch meine Begleiter, die bis jetzt in mein Lob jenes Meisters nicht recht einstimmen wollten, von diesem Gemälde ganz entzückt wurden. Ich sah es heute zum drittenmal, und ihm verdanke ich meine erste Bekanntschaft mit dem göttlichen Gian Bellino.

16. September 1824. Venedig.

Heute morgens fuhren wir nach dem Palazzo Manfrin, der im Canal regio liegt. Wir fuhren von der Piazzetta aus, zuerst unter dem Ponte dei Sospiri hindurch, durch kleinere Kanäle, und von da in den Canal grande, den ich immer aufs neue mit immer größerem Genuß befahre. So sah ich auch die Gemäldegalerie im Palast Manfrin zum zweitenmal. Es sind mehrere Gian Bellinos da, wovon „Christus in Emmaus“ das vorzüglichste. Von Tizian zeichnen sich zwei Porträts, die Regina Cornaro und Ariost, aus. Giorgione ist ganz Venetianer, und alle seine Gesichter nationell. Es finden sich hier von ihm unter anderen ein „Mädchen mit einer Guitarre“ und die sogenannten „tre morarigiori ritratti“. Pordenone ist ein würdiger Rival Tizians. Von Letterini ist ein Apoll mit den Musen überaus lieblich. Von Sassoferrato eine herrliche Madonna. Von Guido Reni ein „Apoll und Marsyas“, voll Ausdruck, nur etwas plump. Von Perugino, den ich hier kennen lernte, zwei kostbare Bilder, wovon das eine, eine „Fußwaschung der Apostel“, noch etwas steif; aber diesen Christuskopf vergißt man niemals. Von Albrecht Dürer eine „Geburt Christi“, überaus naiv und kindlich. Von Van Dyck ein kleines, albernes Mädchen mit einem Apfel in der Hand, die drolligste Figur, die man sich denken kann. Von Lukas von Leyden eine wunderschöne „Madonna auf dem Thron mit dem Jesuskind“, das nach einer Frucht greift, die ein Engel ihm vorhält, welcher eine Geige bei sich lehnen hat, womit er wahrscheinlich schon früher das Kind zu vergnügen gedachte. Der „Einzug in die Arche Noä“ von Raphael, eine reiche Komposition in einer eigenen Manier. Besonders anziehend waren mir noch zwei große Stücke von Giulio Romano, ein „Abschied des Adonis“ und eine „Circe, die dem Ulyß die Schale überreicht“. Es ist eine unbeschreibliche Wahrheit und Schönheit der Ausführung in diesen Bildern. Eine „Madonna mit dem Kind“ und einigen anderen von

Santi di Tito gab mir eine sehr vorteilhafte Idee von diesem Meister. Auch einen Cimabue und einen Giotto zu sehen war mir äußerst schätzbar¹⁾.

17. September 1824. Venedig.

Von Manfrin aus fuhren wir wieder in den Canal grande und hielten vor dem Palast Pisani, um dort ein berühmtes Bild von Paolo Veronese zu sehen. Es ist die „Familie Dorias zu den Füßen Alexanders“²⁾. Dieser Maler übte sonst keine Wirkung auf mein Gemüt aus, so sehr auch Venedig von den Werken seines Pinsels überschwemmt ist. Hier fand ich das erste seiner Bilder, das mich wirklich innerlich ansprach. Auch freute es mich, den Palast Pisani zu betreten, dessen altertümliche Architektur ein Maximum der Kunst ist.

Wegen Ähnlichkeit der Bauart wäre im großen Kanal unter anderem noch der Palast Gritti zu nennen, weil er überaus kunstvoll gearbeitete Balkone hat.

Schon früher waren wir in die Kirche S. Giobbe gegangen, um einen Gian Bellino zu sehen, der aber schlecht konserviert ist. Ein schönes Bild von ihm fanden wir nachmittags in der Kirche S. Pietro e Paolo zu Murano, wo wir hinausfuhren. Nie hat sich ein Maler so sehr auf die Farben verstanden als Gian Bellino. Seine Bilder verraten keine Spur eines allmählichen Entstehens, und auch bei dem nähern Hinzutreten verrät sich kein falscher Schiller der Delfarben. Auch von Letterini sahen wir hier zwei reiche, große, lebhafte Bilder, die „Hochzeit von Kana“ und die „Austeilung der Brote“.

Murano ist, wie Venedig, von einem großen Kanal durchschnitten. Der Weg dahin auf den Lagunen ist anmutig und reich an Aussichten. Wir besahen auch die berühmten Glasfabriken.

Heute morgens ging ich zuerst zu meinem Campagna nach S. Giulian. Wir besuchten dann die Markuskirche. Sie ist, wie Venedig selbst, ein kolossales Labyrinth, und so oft man auch hineintritt und vom Markusplatz aus Gelegenheit dazu findet, so hält es doch bei einem kurzen Aufenthalt in Venedig sehr schwer, sich einen richtigen Begriff von der Bauart dieser Kirche und von den Einzelheiten zu verschaffen, die sie verschließt. Sie ist mit Marmor, Gold und Mosaik überladen. Wir ließen uns nach der Kirche della Salute fahren. Sie ist von Longhena,

¹⁾ Die Gemälde dieser Galerie sind seit 1856 verkauft worden; die „Einschiffung der Arche Noä“ ist kein Raffaelsches Bild.

²⁾ Das Bild ist jetzt in England.

und es gilt hier wieder, was schon bei Gelegenheit des Palastes Pesaro gesagt worden. Viele Gemälde, zumal Tiziane. Ein schöner Sebastian von Bassetti.

Nun ging's nach dem Redentore, Palladios schönstem Werk. Ich besuche es schon zum drittenmal, weniger Palladios als wegen eines Bildes von Gian Bellino in der Sakristei, von allen, die ich gesehen habe, sein Meisterstück¹⁾. Maria sitzt auf einem Throne mit gefalteten Händen; auf ihrem Schoße liegt, das Haupt auf einem Polster, das nackte, schlafende Christuskind. Auf den Stufen sitzen zwei Engelknaben, einer ernst, der andere schalkisch unschuldig, welche beide Guitarre spielen. Zwischen ihnen liegen einige Früchte, und oben auf einem roten Vorhange hinter dem Throne sieht man einen Stieglitz. Die Anmut dieses Bildes ist unbeschreiblich. Weniger gefielen mir das fast über diesem hängende Bild desselben Meisters²⁾, so wie das im Kloster bewahrte, dessen Zellen ich früher mit einem der Engländer besuchte. Ueber jeder befindet sich ein lateinisches Motto.

Wir fuhren nach S. Trovaso³⁾, einem dort befindlichen Gian Bellino zuliebe. Allein es hängt sehr hoch und ist schlecht erhalten, wie es häufig bei den hiesigen Kirchen der Fall ist; sonst würde jede ein wahrer Tempel der Kunst sein. Die Kirche Sanct Sebastian ist fast ganz von Paolo Veronese ausgemalt. Das Beste daran scheint mir die Gruppe des Sebastian selbst über dem Hochaltar zu sein.

Wir waren nun ziemlich vom Sehen ermüdet, und nach Tische besuchte ich bloß mit Baum, so heißt einer meiner jetzigen Gefährten, die schöne Kirche S. Zaccaria, die ich schon vor einigen Tagen zu bewundern veranlaßt wurde. Sie ist in einem edlen, halbgotischen Stil, einfach und groß, mit herrlichen Säulen, deren Kapitälern mit Geierflügeln geziert sind.

Man sieht hier zwei Gemälde von Gian Bellino, wovon das eine größere vorzüglich und erst 1815 von Paris zurückgekommen ist. Die Mutter Gottes selbst auf einem Thron, vier Heilige um sie her, das Kind stehend auf ihrem Schoße, ein Engel mit der Geige zu ihren Füßen. Bellini liebt keine großen historischen Darstellungen. Der Kreis, in welchem er sich bewegt, ist eng, aber er ist ganz dessen Meister und stellt ihn tausendfach variiert und immer erfinderisch dar. In derselben Kirche

¹⁾ Gilt vielmehr jetzt als von Alwise Vivarini gemalt.

²⁾ Wird dem Bissolo zugeschrieben.

³⁾ Gervasio e Protasio, vulgo S. Trovaso.

befindet sich das Grabmal des Vittoria von ihm selbst mit der Inschrift:
Qui vivens vivos duxit e marmore vultus.

19. September 1824. Venedig.

Als ich gestern morgens nach der Lorenzokirche ging, um den schönen großen Altar von Campagna zu sehen, traf ich einen Franzosen, den ich anfangs für einen Italiener hielt und der mich anredete, um Aufschluß über ein Bild zu erhalten, dessen Meister ich auch nicht nennen konnte. Ich lud ihn ein, nach der Kirche Francesco della Vigna zu kommen, wohin ich eben gehen wollte. Im Gespräch gab es sich, daß er bereits ein Jahr in Italien reise und früher sich ebensolange in Deutschland aufgehalten habe. Er sprach etwas deutsch, zwar unbehilflich; aber mit dem Ton eines Gebildeten. Wir kamen noch an einigen kleineren Kirchen vorbei, die wenig darboten. In Francesco della Vigna findet man viele Gemälde und Skulpturen, doch wußte ich nicht, daß mich etwas besonders angezogen hätte, es wären denn einige alte Bilder *a tempera* von Jacobello und Negroponte. Ein Gian Bellin findet sich in einer dergestalt finsternen Nebenkapselle, und ist, der über ihm angebrachten Reliquien wegen, mit einem Glas überzogen, so daß es unmöglich ist, etwas davon zu erkennen. In der Kirche Giovanni in Bragora sind einige Vivarini. An der Piazzetta nahmen wir eine Gondel und fuhren nach der Akademie, die man nicht oft genug besuchen kann. Hier tritt alles zurück vor dem großen Tizian. Sein „Johannes der Täufer“, seine „Vorstellung der kleinen Maria im Tempel“, und endlich seine „Himmelfahrt Mariä“, die er im sechsunddreißigsten Jahre gemalt hat, entfalten seine ganze Kraft und die ganze Stärke seines Kolorits. Wegen dieses Vorzugs hat der König von Frankreich den Befehl erteilt, daß ein junger französischer Künstler ein Jahr in Rom bleiben solle und drei Jahre in Venedig. Mein französischer Begleiter, der eben aus dem südlichen Italien, von Raphael herkam, war nicht abgeneigt, zuzugestehen, daß selbst Raphael neben Tizians „Himmelfahrt“ verlieren müßten, denn, sagte er, „la force l'emporte sur tout, même sur la beauté“. Trotz dieses Bildes aber ist die Sammlung, wiewohl sie nicht viele Gemälde besitzt, so reich, daß man auch noch außerdem Meisterwerke findet, die eines jahrelangen Studiums wert wären. Hierher gehört das beste Bild, das ich von Tintoretto gesehen habe und das die Befreiung eines christlichen Sklaven durch den heiligen Markus darstellt. Sodann der erste Patriarch von Venedig, Lorenzo Guistiniano von Bordenone. Ein Bassetti, ein Carpaccio, ein Cima da Conegliano, der dem Bellino sehr ähnelt, ein schöner Bellini selbst.

Auch die „Hochzeit von Rana“, von Padovanino, ist ausgezeichnet. Man sieht noch zwei Lukas von Leyden; doch keiner so vorzüglich, als der im Manfrin. Sodann ein großes Gemälde a tempera, das man ehemals für einen Jacobello hielt; er wird jetzt für einen Vivarini oder auch Antonio da Murano und Giovanni d'Allemagna ausgegeben; denn man ließ damals deutsche Maler nach Italien kommen, wenn man Gras, Blumen und ähnliche Naturgegenstände in einem Gemälde anbringen wollte. Dies Bild gehörte schon ursprünglich der Scuola della carità, die zur Akademie eingerichtet worden. Leider hat man jetzt eine Akademie der schönen Künste, aber keine Künstler mehr.

Ich führte den Franzosen in das deutsche Speisehaus, wo ich meine bisherigen Begleiter fand. Mit ihnen ging ich in die Kirche S. Crisostomo. Der Gian Bellin war eben abgenommen, um restauriert zu werden. Dafür sahen wir ein schönes Gemälde von Fra Sebastiano del Piombo, und einen Onofrio von Vivarini nebst anderen Bildern dieses alten Meisters. Ich ging sodann allein auf den Rialto, wohin ich eigentlich seltener komme, als ich sollte, da er ziemlich entfernt von S. Marco ist. Er imponirt durch seine Breite und Solidität, und dies Quartier der Stadt ist äußerst lebhaft. Auf dem Rückweg besuchte ich S. Salvatore wieder. Dieser Tempel ist, wie S. Maria dei frari und S. Giovanni e Paolo mit schönen Grabmälern von Dogen angefüllt. Eine Madonna von Campagna: das Mausoleum der Regina Cornaro von Contino mit einem herrlichen Basrelief, worauf ein Doge der Königin die Krone überreicht. „Christi Himmelfahrt“ von Tizian, in seinem Alter gemalt, hat keinen eigentlichen Eindruck auf mich gemacht. Weit mehr „Christus in Emaus“ von Gian Bellin¹⁾, wiewohl man von diesem Meister am liebsten Madonnen und Kinder sieht, Alessandro Vittoria, in dessen Statuen häufig eine gewisse Ueppigkeit herrscht, interessierte mich wenig, bis ich hier seinen heiligen Sebastian sah. Diese herrliche, von Schmerz zurückgebeugte Gestalt, mit dem Pfeil in der Brust, ergreift unmittelbar und lebendig. Die Statue des heiligen Hieronymus von Tommaso Lombardi ist nicht weniger gelungen, wiewohl mir der Gegenstand nicht recht plastisch vorkommt. Das Monument des Dogen Lorenzo und Girolami Priuli von Cesare Franco, ist ebenso grandios in der Ausführung, als der Gedanke, worauf es beruht, sinnvoll ist.

Heute morgens gingen wir über den Rialto nach der Kirche S. Maria dei Frari, eine der ältesten Kirchen in Venedig, die Säulen sind denen

¹⁾ Gilt jetzt als Carpaccio.

von Giovanni e Paolo ähnlich. Ueber Tizians Grab ward eben Messe gelesen, und wir konnten die Verse nicht lesen, die auf den Stein geschrieben sind. Der dortige Gian Bellin war beim Restaurieren in der Akademie. Eine Madonna von Tizian mit anderen Heiligen ist seiner würdig. Das Monument des Dogen Pesaro von Longhena ver-rät, so kolossal es ist, den schlechten Geschmack der Zeit. Aber das schönste Werk in dieser Kirche, und gewiß eines der größten in Venedig überhaupt, ist das Grabmal des Dogen Niccolò Tron, gest. 1472. Man schreibt es der Schule der Bregni zu¹⁾. Nie ist vielleicht die Klippe antiker Manieriertheit so glücklich umgangen worden als hier. Aber dies ist kein Werk, um einige Minuten davor zu verweilen, wie wir gethan haben. Es verdient bis aufs kleinste seiner Einzelheiten verfolgt zu werden; denn ohne Zweifel entspricht auch das Einzelne der Größe des Gedankens. Ueberhaupt ist diese Kirche so reich an Kunstwerken, daß man kaum die Hälfte davon betrachten, geschweige darüber sprechen kann, und so ist es in Venedig selbst im allgemeinen. Ein Aufenthalt von vierzehn Tagen ist ein Tropfen im Ozean.

In der Kirche S. Rocco sieht man unter anderen eine Verkündigung von Tintoretto, worin er sich übertroffen hat; denn sonst hat die Anzahl von Bildern, die ich hier von diesem Meister gesehen habe, nichts bei mir zurückgelassen, das schon erwähnte Gemälde in der Akademie ausgenommen. Sodann ein S. Martino und Christoforo von Bordenone.

Nach dem Platz zurückgekommen, ließen wir uns auf die innere und äußere Galerie der Marcuskirche führen, dieses kolossalen Monstrums, aus dem man niemals flug wird. Die Unterhaltung eines solchen Gebäudes, das von Backsteinen gebaut und ganz ausgelegt mit Mosaik ist, mag ungeheure Summen kosten. Wir sahen nun die berühmten vier Pferde in der Nähe. Aber man bemüht sich vergebens, sie eigentlich schön zu finden. An beiden Enden der vorderen Galerie flatterten die Fahnen, weil es heute Sonntag ist.

Von da ließen wir uns das Theater La Fenice zeigen, worin nur während des Carnevals gespielt wird. Es ist sehr groß und elegant, am Ende des vorigen Jahrhunderts von einer Gesellschaft erbaut.

24. September 1824. Venedig.

Wir haben nun seit acht Tagen eine Komödie hier, die im Theater S. Benedetto, das ein Eigenthum der Familie Gallo ist, spielt. Die

¹⁾ Von Antonio Nizzo Bregni.

Truppe Fabbrichesi soll die beste in Italien sein, und allerdings sind ein Paar Schauspieler da, De Marini und Vestri, die in ihrer Art nichts zu wünschen übrig lassen. Von den Stücken aber, die bisher gegeben wurden, war immer eins schlechter als das andere. Man machte den Anfang mit einer Uebersetzung von *Iffland*, eine Komödie von Alberto Nota¹⁾, dem italienischen *Iffland* folgte. Die folgenden waren noch unendlich unter diesen beiden, so zum Beispiel das gestrige „*Pace figlia d'Amore*“. Sie sehen sich alle unbeschreiblich ähnlich, und dieselben Intriquen kehren immer wieder. In allen giebt es eine Erkennungsscene, ein verlorenes Kind und so weiter. Es würde ein Glück sondergleichen sein, nur wenigstens eine Komödie von Goldoni zu sehen, und im vaterländischen Kostüme, denn die bisherigen Stücke spielten entweder in Deutschland, Holland oder England. Morgen wird nun auch die Opera buffa im Theater S. Luca Vendramin ihren Anfang nehmen.

In der Nacht vom Einundzwanzigsten zum Zweiundzwanzigsten hatte ich mit einem heftigen Uebelbefinden zu kämpfen. Ich mußte aus dem Theater, da ich eine unleidliche Kolik empfand, die sich in ein starkes Erbrechen und eine heftige Diarrhöe auflöste, ohne daß die Schmerzen selbst nachgelassen hätten. Ein Gericht Schwämme, worunter einige giftige gewesen sein mögen, scheint diesen Zustand hervorgebracht zu haben. Da der Schmerz immer stärker wurde, so mußte ich die Cameriera rufen und in den „*Scudo di Francia*“ schicken, den Doktor Baum holen zu lassen, wiewohl ich schon von ihm Abschied genommen hatte, da er den nächsten Morgen mit seinen beiden Reisegefährten abreiste. Dieser ließ einen Haufen wollener Decken auf mich legen, wodurch ich in einen ungeheuren Schweiß kam, und der Schmerz sich gegen Morgen verlor. Ich schenkte Baum, der freundlichlich teilnahm, das erste Bändchen meiner „*Schauspiele*“, das ich zu einem anderen Zweck mitgenommen hatte. Auch die Wirtin und die beiden Cameriere bewiesen mir viele Theilnahme, die eine wachte die ganze Nacht, und die lebhaftesten Beileidsbezeugungen dieser Venetianerinnen, die einen angenehmen Dialekt mit vieler Grazie verbinden, hätten mich erheitern müssen, wenn mein Zustand nicht unendlich gewesen wäre. Gestern war ich noch äußerst matt, doch besuchte ich S. Zaccaria, um den schönen Gian Bellin wieder zu sehen. Heute war ich mehrmals auf dem Rialto, in S. Giulian und vor dem Arsenal,

¹⁾ Alberto Nota (1775—1847), der glänzendste Vertreter der Goldonischen Schule, dessen dramatische Werke von 1816—26 in 10 Ausgaben erschienen.

um die antiken Löwen noch einmal zu betrachten. Mein beständiger Umgang war der Signor Francese, der ungemein viel Geist besitzt. Sein Einfluß auf mich ist bedeutend. Er ist auch der Meinung, daß die Poesie immer mehr ins Sinken gerät, und immer mehr ein Gegenstand des Lurus, anstatt eine Sache des Volks wird. Darum geschehe es denn auch, daß den neueren Dichtern die Poesie gar nicht mehr genügen wolle, und sie sich in heterogene Gebiete zu werfen suchten, wie auch bei Goethe und Schiller der Fall wäre. Die Welt sei ernster geworden und Poesie habe aufgehört, das intellektuelle Leben des Volks zu sein. Nur die Griechen hätten das Schöne rein, ohne Beimischung aufgefaßt, und in der neueren Zeit nur die Franzosen. Jede Kunstschule habe etwas an sich, das bloß konventionell und factice wäre, so auch selbst bei den Griechen. Das Zeitalter Ludwig XIV. wäre sehr geeignet für eine hohe Entwicklung der Poesie, besonders der dramatischen, gewesen, weil es auf der einen Seite einen bedeutenden Grad von Bildung besessen, und auf der anderen die religiöse Ueberzeugung noch nicht verloren gehabt hätte. Shakespeare und Goethe wären mehr als Dichter gewesen und hätten der Poesie fremdartige Elemente beigemischt. So verlieren wir uns in unendlichen Debatten. Oft auch laß ich mich bloß von ihm belehren, zumal, wenn er von Italien und den Italienern spricht, die er eigentlich studiert hat. Dabei spricht er sehr schön, wie die meisten gebildeten Franzosen, und was er sagt, wimmelt von geistreichen Bemerkungen. Ich habe ihm einige Verse und kleine Fragmente des Nibelungenliedes mitgeteilt, die er bewunderte, und das Ganze zu kennen wünschte, wiewohl er bezweifelte, ob wir wirklich eine reiche Hilfsquelle in unserer alten epischen Poesie finden würden.

25. September 1824. Venedig.

Heute morgens, nachdem ich, wie gewöhnlich, bei Sutil gefrühstückt, ließ ich mich mit dem Franzosen, der gestern abends durch die Nachricht vom Tode Ludwigs XVIII.¹⁾ erschreckt wurde, in einem Traghetto über den Canal grande setzen. Wir wollten nach dem Palazzo Barbarigo, irrten aber eine geraume Zeit danach herum, lernten jedoch einen bisher uns unbekannten Teil Venedigs näher betrachten. Das linke Ufer des Canalazzo bis gegen den Rialto zu gehört zu den freundlichsten, wenn auch nicht prachtvollen Teilen der Stadt. Man findet schöne Straßen,

¹⁾ Gestorben am 16. September.

breite, geradelaufende, mit hellfließendem Wasser angefüllte Kanäle, welche häufig Trottoirs zu beiden Seiten haben, eine Seltenheit in Venedig, wo fast immer die Staffeln der Häuser und Kirchen unmittelbar ins Wasser führen und zum Teil davon bedeckt sind. Bei dieser Gelegenheit kamen wir auch in die große, alte und imposante Kirche S. Maria del Carmine und in die von S. Barnaba, die eine einfache schöne Fassade hat, wiewohl aus einer späteren Zeit (1749). Endlich gelangten wir nach dem Palazzo Barbarigo, den ich schon einmal in den ersten Tagen meines Hierseins besuchte. Tizian hat in diesem Hause gelebt und ist darin gestorben. Man findet ausgezeichnete Gemälde von diesem Meister, aber halb verlösch und schlecht erhalten. Der „Sankt Sebastian“ war sein letztes, an dem er noch vor seinem Tode, in seinem neunundneunzigsten Jahre soll gearbeitet haben. Es ist noch kräftig genug, nicht vollendet. Sein „Venus und Adonis“ ist nicht reizend, wenn man den von Giulio Romano gesehen hat¹⁾. Mehrere Christusköpfe und Madonnen, das herrliche Bild eines Dogen Barbarigo, eine „Venus“, eine „Nymphe und Faun“; und das Vorzüglichste, eine „Magdalena“, alles von diesem Meister. Etwas Rohes herrscht fast in allen diesen Gemälden, und man findet hier nicht das Schönste, was man von ihm sehen kann²⁾. Der Palast Pisani, an dessen alter Architektur ich mich nicht satt sehen kann, stößt unmittelbar an den Barbarigo. Er enthält nur ein einziges Gemälde, denn der „Tod des Darius“ von Piazzetta ist für nichts zu rechnen; aber welch ein Bild! Ich habe schon davon gesprochen; aber es hat mir heute noch unendlich mehr gefallen als damals. Ich glaube, daß diese „Familie des Darius“ zu den schönsten Gemälden gehört, die die menschliche Kunst zu irgend einer Zeit hervorbrachte. Wie viele Porträte dieses Bild enthält, läßt sich wohl nicht mehr bestimmen. Doch scheint es glaublich, daß dieser Alexander, der mit den Antiken von ihm so wenig übereinstimmt, ein junger Pisani der damaligen Zeit gewesen sei. Auch der Franzose war ganz von dieser Malerei begeistert und hielt sie für das Schönste von Paolo Veronese. Ungern stiegen wir die schöne marmorne Doppeltreppe des Palastes wieder hinunter und ließen uns über den Kanal setzen.

Im deutschen Speisehaus fanden wir einen deutschen Mediziner Namens Schmidt, den ich durch Baum hatte kennen lernen. Da er gerade nach Murano fahren wollte, begleiteten wir ihn, hatten übrigens einen kleinen Sturm und Regen auf den Lagunen auszustehen.

¹⁾ Vgl. S. 674.

²⁾ Die Gemälde sind 1850 in den Besitz des Kaisers von Rußland übergegangen.

26. September 1824. Venedig.

In Murano besuchten wir bloß S. Pietro e Paolo, um den dortigen Gian Bellin zu sehen, von dem ich schon gesprochen habe. Man fährt am Kirchhof der Venetianer vorbei, der mit Mauern umgeben ist und mitten in den Lagunen liegt.

27. September 1824. Venedig.

Gestern morgens ließen wir uns wieder durch den Canal grande schaukeln und fuhren dann durch den Canaregio nach dem Ghetto, einen sonst geschlossenen Raum, in welchem die Juden wohnen. Da sie in diesem engen Raum eingepfercht waren, so haben sie sich hie und da acht- bis neunstöckige Häuser gebaut. An den Fondamenta nuove vorbei, fuhren wir durch ein Labyrinth von kleineren Kanälen wieder nach der Piazzetta zurück. Der Gondolier bot sich an, uns für heut oder morgen gute Sänger zu besorgen, wenn wir den Tasso hören wollten. Gegen Abend hörten wir dem Gesang der Mädchen zu, in der Kirche La Pietà, eine alte Stiftung Venedigs.

Heute früh besuchte ich S. Giulian und Il Salvator wieder. Letztere ist eine der reichsten Kirchen der Stadt, man entdeckt immer neue Schätze der Kunst und verläßt sie mit vollster Befriedigung. Auf eine schöne Verkündigung von Tizian hatte ich früherhin gar nicht acht gegeben. Durch die Mercerien auf den Rialto gehe ich nun fast jeden Morgen. Auch habe ich in diesen drei Wochen gelernt, in den besuchtesten Teilen der Stadt mich ziemlich zurecht zu finden.

Che meine deutschen Freunde abreisten, habe ich auch noch einiges mit ihnen gesehen, was ich mit ein paar Worten erwähnen will. Im Palazzo reale, ehemals die Marcusbibliothek und die Procuratie, von Sansovin und Scamozzi erbaut, hatten wir nur Gelegenheit, einen Teil der Zimmer zu durchgehen. Das ganze schöne Gebäude wird im Innern gegenwärtig umgebaut, um es für die Bedürfnisse des vizeköniglichen Hofes einzurichten. Man sieht kleine und niedrige Zimmer und Gänge, und die alte Form ist verloren gegangen. Von Gemälden habe ich nur einen Ecce homo von Albrecht Dürer bemerkt, der mir auffiel. Ich war nicht in der Stimmung, eine besondere Aufmerksamkeit auf die vielen allegorischen und historischen Bilder zu richten, wiewohl häufig von großen Meistern gemalt. Eine andere Reihe von Gemälden, die sich noch in diesem Palazzo befindet, haben wir nicht gesehen.

Sehr merkwürdig ist noch eine kleine Sammlung in der Casa Craglietto, die ich mit Baum und mit dem Franzosen besuchte. Der

Besitzer, der sie selbst zusammengebracht, war sehr gefällig, sie uns ins rechte Licht zu setzen. Die schönsten Stücke sind ein Christuskopf von Holbein, ein Stiergefecht auf dem Marcus von Canaletto, die Violante von Giorgione, Bordenones Tochter von ihm selbst, und ein venetianischer Senator von Tizian. In derselben Gesellschaft war ich auch wieder in der Akademie, wo man sich niemals satt sieht. Sodann sahen wir mit den übrigen und dem hiesigen lutherischen Pfarrer die Kirche St. Jacopo am Rialto, die älteste in Venedig. Hierauf ein großes Modell der Stadt, von Holz, jedoch noch nicht vollendet, das die immer mehr verfallende Herrlichkeit Venedigs der Nachwelt aufbehalten soll. Die Schule von S. Rocco bietet an Gemälden nichts als Tintoretto's dar, deren man hier ohnedem genug hat; aber als Gebäude gehört sie zu dem Schönsten, was Venedig besitzt. Diese herrlichen Säle, Treppen, Säulen, Geländer, Fußböden, alles von köstlichem Marmor und von Meisterhänden aufgeführt, bilden einen wahren und würdigen Tempel der Kunst. Wir waren auch wieder in den Scalzi vor Gian Bellini's Madonna und Longhenas schlechtem Geschmack. Mit Baum bestieg ich den letzten Abend seines Hierseins die Marcusuhr, wo wir uns die Maschinerie der heiligen drei Könige zeigen ließen, die zu einer gewissen Zeit im Jahr um die außen sitzende, goldene Mutter Gottes herumgehen und die Stunden ansagen. Dann stiegen wir bis auf das platte Dach, wo die Glocke mit den beiden Erzfiguren, die sie anschlagen, angebracht ist, und von wo man auf die Piazzetta und die Lagunen einer vollkommenen Aussicht genießt.

28. September 1824. Venedig.

Ich befinde mich in einem sonderbaren Zustande, den ich nicht zu definieren weiß. Venedig zieht mich an, ja, es hat mich mein ganzes früheres Leben und Treiben vergessen lassen, so daß ich mich in einer Gegenwart ohne Vergangenheit befinde. Dennoch bin ich gezwungen, diese neue Welt, über deren Grenzen ich nicht hinausblicken mag, in wenigen Tagen zu verlassen. Ich fühle eine unendliche Trägheit, mich vom Platz zu bewegen, und doch empfinde ich auf der anderen Seite, wie wenig Italien die Heimat eines Deutschen sein kann, wie gleichsam seine ganze Natur sich ändert, und wie gedankenlos ich mir selbst in dieser Periode meines Lebens vorkomme. Auch die poetische Ader scheint gänzlich versiegt zu sein, nur eine kleine Reihe zum Teil noch unvollendeter Sonette ist entstanden, die ganz auf Venedig beruhen.

Ich habe dem Franzosen den „Schak des Rhampfinit“ vorgelesen, der ihm als Franzosen nicht gefallen konnte. Er, der in Moliere das

höchste Ideal eines Komödiendichters verehrt, sieht eine Arbeit in einem so verschiedenen Stil als eine Caprice fantastique an. Uebrigens habe ich die Komödie für die Arbeit eines Freundes ausgegeben, die ich in München aufs Theater bringen sollte. Ich glaubte ihm durch diese Vorlesung, da er immer nach Lektüre dürstet und ein Freund der deutschen Litteratur ist, ein Vergnügen zu machen, was aber zuversichtlich nicht geschehen ist. Ich habe mir dadurch eine Kritik zugezogen, die mich gehemmt und verstimmt hat. Ein Dichter wird am besten thun, niemanden als seine Landsleute zu konsultieren, da sie es sind, für die er schreibt. Uebrigens ist mir der „Schatz des Rhampsinit“ schon längere Zeit höchst gleichgültig geworden, und die Fehler, die er im einzelnen hat, habe ich immer gefühlt, ohne sie verbessern zu können, da sie zu sehr mit dem Ganzen verwachsen sind. Das beste wäre demnach, ein neueres besseres Stück zu schreiben, wozu ich aber nicht den mindesten Trieb fühle.

Gestern waren wir in der Opera buffa, die im Theater S. Luca begonnen hat. Man giebt gegenwärtig „Clotilda“ mit Musik von Coccia¹⁾. Das selbe Stück wird lange Zeit wiederholt. Der Stoff ist der im Deutschen bekannte „Wald bei Hermannstadt“²⁾. Ich unterhielt mich weit besser, als in den weinerlichen Komödien, wovon die eine immer albernere ist als die andere. Das Theater S. Luca ist ziemlich groß und elegant, nur der Eingang und Vorfaal weit unvorteilhafter als in S. Benedetto. Heute morgens waren wir in S. Silvestre und S. Polo über dem Rialto. Einige schöne Gemälde; aber schlecht erhalten und voll von Rauch. S. Polo ist eine alte Kirche, wie das Portal zeigt. Das Innere ist ganz vor kurzem wiederhergestellt und ganz modernisiert worden. Die Piazza del Mercato, an dem diese Kirche liegt, ist ein sehr großer und geräumiger, aber so leerer Platz, wie alle in Venedig außer dem Marcus. Sodann gingen wir nach S. Maria gloriosa dei Frari, wovon ich früher gesprochen. Das Schönste zeigt sich hier neben dem Allergeschmacklosesten. Das Monument des Dogen Niccolò Tron ist bewundernswürdig. Tizians Grab ist bloß durch die Worte bezeichnet:

„Qui giace il gran Tiziano de' Vecelli,
Emulator de' Zeusi e degli Apelli.“

Auf dem Heimwege kamen wir über Gozzi zu sprechen, und als der Franzose behauptete, daß ich diesen in Italien so wenig geschätzten und

¹⁾ Venezia, 1815.

²⁾ Das „Romantische Schauspiel“ in 4 Akten, nach dem Französischen von J. F. von Weißenthurn, Wien 1803.

gar nicht gelesenen Dichter bloß nach dem Urtheil der Schlegel so hoch stelle, ohne ihn zu kennen, so hatte ich genug, und entfernte mich von ihm mit dem Vorsatze, die Franzosen Franzosen sein zu lassen, und seinen Umgang zu vermeiden.

29. September 1824. Venedig.

Gestern gab man endlich wenigstens ein Stück von Goldoni, dessen Schauplatz in Venedig ist. Aber leider war es, wo möglich, das schlechteste, was er jemals gemacht hat. Es heißt „Il poeta fanatico“, und scheint nur da zu sein, um eine Reihe von Sonetten, Stanzas und andere Gedichte anzubringen, die darin verstreut sind. Im übrigen hat es weder Hand noch Fuß. Die Art, wie die verschiedenen Poesien theils recitiert, theils nach Improvisatorenart abgeleitet wurden, verriet auch keine große Kunst. Doch sieht man wohl, daß sich das Publikum auf das Sonett und ähnliche Formen sehr genau versteht, wie es auch nicht anders möglich ist, da hier bei allen erdenklichen Gelegenheiten Sonette gedruckt und an den Straßenecken in großen Foliobögen angeheftet werden. Die verschiedenen Kirchenfeste, Priesterweihen, Hochzeiten geben hierzu immerfort Anlaß. Zuweilen sind diese Fabrikarbeiten nicht ohne Leichtigkeit und Anmut. Ich führe bei dieser Gelegenheit ein schönes kleines Volksliedchen an, das ich als fliegendes Blatt, wie man deren auch in Deutschland hat, mit vielen anderen gekauft habe.

„Non t'accostare à l'urna
Ne l'osse mie rinserra
Questa pietosa terra
E sacra al mio dolor.
Odo gli affani tuoi,
Ricuso i tuoi giacinti,
Chè giovino agli estinti
Due lagrime e due fior?
Empia dovessi allora.
Porgermi un fil d'aita
Quando traca la vita.
In braccio dei sospir,
Perchè d'inutil pianto
Apordi la foresta?
Rispetta un' ombra mesta
E lassiala dormir!

Von venetianischen Ausgaben italienischer Dichter habe ich mancherlei gekauft, zum Beispiel einen „*Uriosti*“ in einem Quartanten, eine „*Divina comedia*“ in einem Duodezbande, die „*Rime*“ von Bembo in einer alten Ausgabe ¹⁾).

Heute morgens nahm ich eine Gondel und ließ mich nach mehreren Kirchen führen, die ich noch nicht gesehen hatte, und die, ziemlich abgelegen, im nordöstlichen Teil der Stadt, selten besucht werden. Die Kanäle sind dortin zu mehr oder weniger anmutig, da sie hie und da frei Aussichten darbieten, oder ein Weinstock, Lorbeer und Oleander über Gartenmauern hervorragen. Gute Gemälde sah ich wieder in Menge. Die Kirche *Li Gesuiti* ist reich an Vergoldungen und Marmor, und in dieser Beziehung Ähnlichkeit mit den *Scalzi*. Das Grabmal von drei Brüdern aus der Familie *da Lezze* über dem Haupteingang ist überaus einfach und schön. Weniger als Architektur ist das Grab des Dogen *Pasquale Cicogna* (1595) merkwürdig, als vielmehr durch die schlafende Gestalt des Dogen selbst von *Meister Campagna*. Das Martyrium des heiligen *Lorenzo* von *Tizian* scheint sich mir an die herrlichsten Bildungen dieses großen Malers anzureihen. *Santa Maria dell' orto* ist eine alte, wenn man sie so nennen will, gotische Kirche, und hat mit der *de' Frari* einige Ähnlichkeit. Doch fehlt auch hier, wie bei allen venetianischen Kirchen die Schönheit des Gewölbes, und hierin sind die deutschen Kirchen aus derselben Zeit weit voran. Der Plafond von *S. Maria dell' orto* war in Fresko gemalt, wovon man, wie fast überall in Venedig, wenig oder nichts mehr sieht. Hier befinden sich Gemälde von *J. Tintoretto*, vielleicht die besten, die er je gemacht hat. Ein Bild von *Cima da Conegliano*, das *Johannes den Täufer* mit anderen Heiligen vorstellt, die in einem zertrümmerten heidnischen Tempel versammelt sind, ist ausgezeichnet. Unter der Orgel ist eine *Madonna* mit dem Kind, das man für einen *Gian Bellin* hält. Der Meister hätte sich dieses Bildes wenigstens nicht zu schämen. Das Kind ist überaus naiv, doch das Gesicht der Mutter ist weit sanfter als die *Madonna* des *Bellin*. Auch ist das Bild, wenn ich recht sah, *a tempera* gemalt. Die Hände der *Madonna* sind sehr verzeichnet, doch hat auch die *Madonna* von *Gian Bellin* zuweilen ähnliche Hände.

In der Kirche *S. Marcilian* wollte ich nichts anderes sehen, als

¹⁾ Die „*Rime*“ der aus Venedig stammenden berühmten Humanisten und Stilisten (1470—1547) erschienen zuerst Venedig 1564.

Tizians „Tobias, vom Engel geführt“, ein Gemälde, vor welchem man tagelang verweilen könnte, und das den Stempel der Meisterschaft in sich trägt.

Ich ließ mich zurück durch den Canal grande führen, um besonders dem herrlichen Palast Pisani meine Ehrfurcht abermals zu bezeigen.

30. September 1824. Venedig.

Ich stand heute spät auf, da ich die Nacht nach dem Theater, wo abermals ein albernes Stück, aus dem Französischen übersetzt, gegeben wurde, noch bis zwei oder drei Uhr bei Sutil sitzen blieb, wo ich einer Konversation von Nobili's zuhörte, so viel ich davon verstehen konnte; denn sie sprachen schnell, und meist im venetianischen Dialekt. Uebrigens waren die Gegenstände nicht sonderlich wichtig und betrafen meist das Theater.

Zuerst ging ich heute nach S. Giulian, sodann über die Riva de' Schiavoni nach dem Palazzo Trevisan, den ich als ein Bauwerk, das zwischen der alten und neuen Kunst einen Uebergang macht, besah. Bei einem Antiquar, der, wie viele, seine Bücher auf einem Brückengeländer ausgebreitet hat, kaufte ich ein populäres Gedicht in Stenzen „La Rotta di Roncisvalle“. Sodann stieg ich auf den Marcusturm, betrachtete mir wieder die Stadt, den Platz, die Lagunen, die Inseln, das hohe Meer auf der einen, und die Alpen auf der anderen Seite.

Um drei Uhr ging ich zu Tisch, und traf ein paar Bekannte, mit denen ich später einige Säle im Palazzo ducale besuchte, den ich das erste Mal in einer etwas ermüdeten Stimmung gesehen hatte. Von außen gehört dieser Palast gewiß zu den imposantesten Gebäuden der Welt. Schon die Lage am Meer und an der Piazzetta, die Größe und ungemaine Gediegenheit des Baues, die doppelten Säulengänge mit ihren Rosetten, die Schönheit der Säulen und Kapitälcr selbst, das herrliche alte Portal von Bartolommeo, das an die Marcuskirche stößt, die Zinnen mit ihren Bleidächern, den sonst so furchtbaren Gefängnissen der Republik, alles dies vereinigt sich zu einer Fülle, die ohne die harmonischen Verhältnisse des Ganzen nicht zu ertragen sein würde. Hierzu kommt der innere Hofraum mit seinen herrlichen Façaden und Statuen und Zisternen von Bronze, der schöne Marmor der Riesentreppe, auf welcher ehemals die Dogenkrönung vollzogen wurde, die beiden Riesen selbst und hinter ihnen die Oeffnungen der sonstigen Drachennäuler, in deren Rachen der Angeber seine heimlichen Zettel warf. Die Franzosen zerschlugen sie, so wie sie auch die Eingänge der Bleigefängnisse vermauerten.

Die Gemälde, die man im Palazzo ducale findet, sind von einer solchen Vortrefflichkeit, daß selbst die weniger geachteten Meister hier in einem neuen Lichte erscheinen. Nur wenig läßt sich anführen. In der Sala delle quattro porte ist ein großes, gestaltenreiches Gemälde von Tizian, das „La Fede“ vorstellt, zu deren Füßen der Doge Antonio Grimani kniet. Es ist ganz Leben und Kraft. Die Ankunft des Königs Heinrich III. am Lido von Vicentino ist ebenfalls von unbeschreiblicher Wahrheit. So auch die beiden Bilder von Contarini, die Schlacht bei Verona, und der Doge Marino Grimani vor dem heiligen Markus. Einen ähnlichen Eindruck machen zwei Stücke von Carletto Calliari, wovon das eine den Dogen Cicogna vorstellt, der die persischen Gesandten empfängt. Im Anticollegio der „Raub der Europa“ von Paolo Veronese. In der Sala del Collegio mehrere schöne Botivgemälde mit knieenden Dogen von J. Tintoretto. Ein herrliches Bild von Paolo, das den Sieg des nachmaligen Dogen Seb. Venier verherrlicht, der mit Agostino Barbarigo darauf abgebildet ist. Auf dem Ramin befinden sich zwei kleine Statuen, Herkules und Merkur, die gewiß zu den schönsten Arbeiten von Girolamo Campagna gehören.

In der Sala del Senato befindet sich ein großes Bild von J. Palma, das die Dogen Girolamo und Lorenzo Priuli vorstellt, die den Heiland anbeten. Auch von diesem Gemälde, sowie von den übrigen dieses großen Saals trennt man sich ungern. Der Saal des Rats der Zehn eröffnet einen neuen Tempel der Malerei. Es befinden sich hier drei große Bilder. Eine Anbetung der Weisen von Aliense, der Kongreß zu Bologna von Marco Vecellio und die Begegnung des Papstes Alexander III. mit dem Dogen Seb. Ziani, nachdem dieser den Sohn des Friedrich Barbarossa gefangen genommen. Besonders dies letztere Bild ist von einer unbeschreiblichen Kraft der Darstellung und wahrscheinlich das beste, das Leandro Bassano gemalt hat. Der Plafond enthält ein paar oder wenigstens einen Paolo Veronese; aber auch die übrigen Stücke von Zelotti in Bassaccio sind so schön, daß sie neben Paolo nichts verlieren.

Auf dem Rückwege ließen wir uns nach dem Ponte de' Sospiri führen, durch dessen Mauergerittern Palladios Kirche auf der Insel S. Giorgio einem gerade entgegenleuchtet.

Von den anderen Teilen des Palazzo ducale werde ich sprechen, wenn ich sie noch einmal besucht haben werde.

1. Oktober 1824. Venedig.

Ich sehnte mich schon lange, die reichste Kirche Venedigs S. Giovanni e Paolo wieder zu sehen, und brachte daher diesen Morgen einige

Platens Tagebücher. II.

Stunden darin zu. Unter den Grabmälern sind die der Mocenigo die vorzüglichsten, wenn man Loredan Vendramin abrechnet, von denen ich, glaub' ich, schon früher gesprochen habe. An allen diesen schönen Architekturen und Gemälden ging ich jedoch nur flüchtig vorüber, und saß die längste Zeit vor Tizians berühmtem Bild, S. Pietro Martire, das auch in Paris gewesen. Die Kraft von Tizians Pinsel, die Stärke seiner Farbe fesseln unwiderstehlich, und ich konnte nicht lange vor dem daneben hängenden Paolo Veronese verweilen, der eine Geburt Christi vorstellt. Selbst von dem herrlichen, gegenüber hängenden Gian Bellino, in dem sich schon der ganze Charakter dieses Malers ausspricht, mußte ich wieder zurück zu Tizian.

Auf dem Heimwege machte ich, halb geblüht, einen Umweg und sah einige mir noch unbekannte Teile dieser wunderlichen Stadt. Ich hielt mich lange bei einigen Antiquaren auf, deren so viele in Venedig sind, und die ihre Bücher, Gemälde, Kupferstiche und andere Raritäten allenthalben auslegen und aufhängen. Ich kaufte wieder einige Volkslieder und theile die Hauptstrophen des einen, das mir besonders gefallen, hier mit, im Fall ich das fliegende Blatt verlieren sollte.

Canzonetta.

- | | |
|---|--|
| 1. La mia Mama me vol dare
Per marito un Jeroitor,
Ma za mi nol posse amare,
Perchè Tita ac il mio inor. | 5. Sia la Jera o la mattina
I diranno: O che bel fior!
L'è stà el fior de Rosettina,
Che xe morta per amor. |
| 2. Mama mia, lapè che l'ama
Che l'è stà el mio primo amor,
E se no lassè che l'ama,
Morirò dal gran dolor. | 6. La mia mama sempre chiama:
Rosettina, vien da mi,
Che co sarà in capo de' anno
Te voi dar un bel chari. |
| 3. Una cassa voi far fare
Che ghe stemo dentro in trè:
Lo mio padre e la mia madre,
E 'l mio amor in braccio à mè. | 7. Voi far fare una ghirlanda
E donarla vagio è tè,
Per tegnerla da una banda,
Fina de son morta mi. |
| 4. E po ai piedi de sta cassa
Na ghe impianteremo un fior,
Acciò che tutti chi passa,
I compiansa el mio dolor. | 8. La memoria che mi vogio,
Cara Mamma, da vè xe,
Che mi sola da sto imbrogio
Destrigar vè me lassè. |
| 9. Tita mio no dubitare,
Che ti solo ti è il mio amor,
E per segno del mio amore
Mi te dono sto mio enor. | |

4. Oktober 1824. Venedig.

Vor einiger Zeit habe ich den Franzosen wieder im Theater gesprochen, und seitdem waren wir wieder viel beisammen, doch nicht zu meiner Satisfaktion, da unsere Meinungen allzusehr verschieden sind. Ich ziehe weit den Umgang der Italiener vor, deren Unbefangenheit so liebenswürdig ist. Nur leider wird es mir noch zu schwer, im Italienischen eine eigentliche Konversation zu unterhalten, und selbst bei den venetianischen Nobili's trifft man wenige, die französisch verstehen. Uebrigens sind diese Nobili voll Feinheit und zuvorkommender Artigkeit. Es ist nicht schwer, Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen, nur leider muß ich Venedig verlassen, da ich nun gerade Gelegenheit finde, auch mit den Menschen bekannt zu werden, indem ich es bisher nur mit den Bildern und Gebäuden war. Diese vornehmen Venetianer widersprechen sich niemals, sie sind voll Rücksicht für die Meinungen der anderen und sprechen ihre eigenen wenig oder niemals aus. Dabei sind sie herzlich gegeneinander und mehr oder weniger fröhliche Müßiggänger. Ihre Art, sich zu begrüßen u. s. w., sowie auch des gemeinen Volkes, hat etwas sehr Bändiges und daher von unseren Gebräuchen ganz Verschiedenes, so daß ich auf diesen Punkt meine Aufmerksamkeit ganz besonders gerichtet habe. „Padrone“ oder, wenn es mehrere sind, „Padroni“ ist das einzige Wort, was ein Wirt oder Kellner sagt, wenn Gäste in sein Haus treten. Dasselbe sagt ein Cameriere oder Botteggha, wenn er gerufen wird, oder er sagt imperativisch „Commandi!“ Freunde, die sich auf der Straße begegnen, rufen „Addio“ oder auch „Eviva!“ So sagt man auch „Buon giorno“ wie bei uns. Grüßt der eine mit „Servo“, so antwortet der andere „Padrone!“ Wenn man hier nach dem Weg fragt, wie so häufig geschieht, und dankt dem Bescheidgebenden mit „Grazie!“ so erwidert er sonderbar genug „Benedetto!“

Vorgestern war ich mit dem Franzosen in S. Maria Formosa, um die Barbara vom alten Palma wieder zu sehen, die mein Begleiter mit einem Raphaelschen Bild verglich. Sodann gingen wir nach S. Maria de' Miracoli, einer kleinen Kirche, ganz eingelegt mit dem schönsten Marmor, der leider durch die Nässe sehr gelitten hat, und von der zierlichsten Bauart, sowohl im Inneren als Aeußeren. Es finden sich zwei Statuen von Campagna, S. Francesco und S. Chiara, die zu seinen besten gehören. Gestern abends, vor dem Theater, nahmen wir einen Gondolier, der uns seinen Gesang vorgerühmt hatte, ließen uns um die Insel S. Giorgio herumfahren und einiges aus dem Tasso singen. Er sang unter anderen „Intanto Erminia fra le ombrose piante“, sodann den „Tod

der Chlorinde“ zc.¹⁾ Aber nie habe ich eine rauhere, gräßlichere Stimme und einen abscheulichen Gesang gehört. Diese Kunst scheint unter den Barcarolen völlig ausgestorben. Wir ließen ihn auch „La Biondina in Gondoleta“ singen; doch war es um nichts besser. Dabei verstümmelte er den Text, und die Sprache war so korrupt, daß man sie weder italienisch noch venetianisch nennen konnte. Im venetianischen Dialekt habe ich nun ein größeres scherzhaftes Gedicht, den „Scaramuzza“ von Bada, gekauft.

Heute waren wir wieder in der Bibliothek, wie auch vorgestern. Ich ließ mir die persischen Manuscripte zeigen, fand aber nichts Interessantes. Wir lasen dann zusammen ein Stück von Gozzi, „I pitocchi fortunati“. Von den historischen Gemälden der Bibliothek hat mich eigentlich keines sonderlich angezogen, unter den Antiken hingegen sind unvergleichliche Stücke.

Ziemlich mechanisch gehe ich jeden Abend ins Theater S. Benedetto, wo gute Schauspieler für schlechte Komödien notdürftig schadlos halten.

6. Oktober 1824. Venedig.

Gestern morgens war ich wieder in Giovanni e Paolo und verweilte, außer vor dem Tizian, besonders noch vor dem Monumente des Dogen Vendramin, das man für das schönste in Venedig hält, und das es auch in Bezug auf Skulptur sein mag. Des Abends vor dem Theater ließen wir uns, der Franzose und ich, durch den großen Kanal fahren, was immer ein Fest sein muß für jeden, der teil an schöner Architektur nimmt. Nur leider ist der Verfall der Gebäude außerordentlich sichtbar. Um so mehr erfreut es, im Palazzo Pisani ein uraltes Bauwerk im schönsten Geschmack zu sehen, das noch jetzt, wohlhabenden Besitzern gehörig, auf das sorgfältigste unterhalten wird. Dabei wird der Phantasie unwillkürlich auch das schöne Meisterstück vors Auge geführt, das dieser Palast in sich verschließt.

Gestern wurde in S. Benedetto ein neues Stück unter dem Titel „Mezzanotte“, aus dem Französischen übersetzt, gegeben. Es war, wie gewöhnlich, unter aller Kritik, entging aber diesmal seiner Strafe nicht, denn da es mit Pomp war angekündigt worden, und da gerade in S. Luca nicht gespielt wurde, so traf es sich, daß das Theater ungewöhnlich voll war, und so bildete sich im eigentlichen Publikum Zischen und Pfeifen, und andere Arten, sein Mißfallen auszudrücken, blieben nicht

¹⁾ cf. Gerus. lib. VII, st. I.; XII, 64, sgg.

aus; damit wechselte ein ironisch unmäßiges Klatschen und Gelächter bei den absurdesten Szenen und Situationen, und das Ende ward kaum abgewartet. Da der Franzose morgen mit einem Schiff nach Pesaro abzugehen denkt, so wollten wir heute noch einiges gemeinschaftlich besehen. Für Gemälde war keine Zeit, da ein grausames Regenwetter eingetreten ist, noch eher für Architektur. Wir nahmen eine Gondel und ließen uns nach den drei Kirchen von Palladio führen, wovon die eine auf S. Giorgio Maggiore, die anderen beiden auf der Giudecca liegen. Die Lagune ging sehr hoch, und das Aussteigen an den Kirchen ist bei solchem Wetter immer beschwerlich, da das Wasser die Stufen mehr oder weniger bedeckt. S. Giorgio und Il Redentore sind in einem lateinischen Kreuz erbaut, die Zittella im Achteck. Es ist ein sehr angenehmes Gefühl, in den Hallen von Palladio zu stehen, wiewohl mir diese ganze Baukunst nicht ganz entspricht, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum? Wegen der natürlichen und künstlerischen Nachbarschaft ließen wir uns nach den Gesuati führen, die von Massari erbaut sind. Ohne Zweifel eine sehr schöne Kirche. Das Ausfüllen der leeren Räume durch Vasreliefs scheint mir der einfachen Bauart keinen Abbruch gethan zu haben. Es versteht sich, daß wir uns im Redentore in die Sakristei führen ließen, um die Engelchen von Gian Bellin zu sehen, wiewohl das Wetter dem Gemälde großen Schaden that ¹⁾.

8. Oktober 1824. Venedig.

Es ist heute ein Monat, seit ich in Venedig gelandet bin; aber ich habe so wenig Lust noch, es zu verlassen, wiewohl ich immer mehr daran gemahnt werde. Ich habe heute nicht nur manches Schöne, sondern auch Neue gesehen: „Vieles ist noch übrig.“ Ich werde noch davon sprechen. Gestern war ich zuerst in S. Giulian, wo ich Campagnas Christus, da eben das Wetter sich aufklärte, in einer sehr schönen Beleuchtung sah, sodann in S. Salvatore, wo Gian Bellin und Tizian, wo Vittorio und Campagna, wo das herrliche Monument der beiden Priuli, um nur wenig aus vielem zu nennen, einer ewigen Betrachtung wert sind. Ich ging sodann in die Akademie, und hier ward ich nun fast allein von Tizian in Anspruch genommen. Außer den aufgehängenen besitzt die Akademie noch achthundert vorzügliche Gemälde der venetianischen Schule, alle aus Kirchen und öffentlichen Gebäuden Venedigs, die wegen Mangel an Raum erst in ungefähr zwei Jahren geordnet werden können. Welch

¹⁾ Vgl. S. 676.

ein Reichthum, wenn man bedenkt, daß hier alle noch bestehenden Kirchen und Schulen voll von Bildern sind!

11. Oktober 1824. Benedig.

Ghevorgestern habe ich einige Kirchen besucht, die ich früher noch nicht gesehen hatte. Die eine war S. Giovanni Elemosinario, unweit vom Rialto. Sie enthält schöne Sachen von Corona, einen Pordenone und einen Tizian; doch der Rauch der Kerzen hat allen diesen Bildern sehr geschadet. Die Chiesa bei S. Apostoli mag ehemals ein vorzügliches Bauwerk gewesen sein, wie man noch aus der Kapelle Cornaro sieht, welche, ein paar schöne Grabmäler der Familie Cornaro enthaltend, von der alten Kirche noch übrig geblieben ist. Das übrige, wiewohl groß und hell, steht in einem lächerlichen Kontrast mit dieser Kapelle und ist ganz verflacht und modernisiert. Es sind gute Gemälde da, und noch ein ganz neues, einfaches Denkmal des Conde Mangilli vom Jahre 1811. Die Chiesa S. Canciano mag ähnliche Veränderungen erlitten haben. Die Säulen sind alt, allein sie passen nicht zu den Bogen, die sie tragen sollen, der Chor bildet eine eigentümliche Architektur. Ich besuchte sodann noch ein paar nahegelegene Kirchen, die ich schon kannte, S. Jacopo del Rialto, wo schöne Statuen von Campagna und Vittoria sich befinden und S. Crisostomo, dessen Hochaltar eines der köstlichsten Gemälde darbietet, die Benedig besitzt. Es stellt den Chrysostomus mit anderen heiligen Männern und Frauen vor und ist von Sebastiano dal Piombo, einem Mönche und Schüler von Giorgione.

In S. Benedetto wurde zum erstenmal eine neue Komödie gegeben, die heute zum viertenmal wiederholt wird. Sie heißt „Il Beretto nero“ und ist von Cosenza, einem Neapolitaner, wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Sie verdiente allerdings zu gefallen, nicht so sehr durch sich selbst als durch das Spiel von De Marini und Vestri, zwei Schauspielern, die nicht leicht ihresgleichen haben. Auch die anderen Rollen waren vollkommen gut besetzt. Vorgestern sah ich dies Stück zum zweitenmal. Vorher war ich mit dem Franzosen, der Augustin Viguier heißt, im Palast Pisani, um den Paolo Veronese wieder zu sehen. Doch verlor das Bild gar sehr durch den trüben Himmel. Nach dem Theater, sowie größtenteils vor demselben, bin ich bei Sutil, wo ich meine Sorbette nehme und der Konversation zuhöre, und was sonst, etwa eine Guitarrespielerin oder ein Improvisator, zu hören ist. An solchem Volk ist der Marcusplatz reich, sowie an allen Arten von Verkäufern, so daß man Benedig einen ambulanten Markt nennen könnte. Nicht bloß Zuckerwerk, Obst

und Blumen werden zum Verkauf herumgetragen, sondern alle erdentlichen Arten von Eß- und Galanteriewaren, Brot, Geflügel, Fische, junge Hunde, Kanarienvögel, Papageien, goldene Ketten, Kalender, Komödien, Flugschriften, Schreibmaterialien und tausend andere Kleinigkeiten. Das Geschrei dieser Krämer, herumziehender und sitzender, welche letztere vorzüglich am Rialto häufig sind, wird oft unendlich, und vorzüglich ertönt von Morgen bis Abend das „aqua!“ der Wasserverkäufer, die ihr Flaschenbrett immer mit sich herumtragen. Diese Mischung von Zisternenwasser und Anis, welches „Mistra“ heißt und das einzige Wasser ist, das man in Venedig trinken kann, hat einen ziemlich widerlichen Geschmack.

Gestern früh, es war Sonntag, ging ich zuerst in den Salvatore, wo ich mir besonders das Monument der beiden Priuli besah, das mich immer sehr angezogen. Sodann geriet ich in die Kirche S. Bartolommeo, die unmittelbar am Rialto liegt, deren Eingang aber so versteckt ist, daß ich ihn nie früher bemerkt hatte. Ich war noch mehr verwundert, als ich eine deutsche katholische Predigt hörte, freilich im größten österreichischen Dialekte. An Gemälden ist in dieser Kirche, so viel ich bemerken konnte, nichts Ausgezeichnetes.

Denselben Vormittag reiste Viguier ab, und zwar zu Schiff nach Ancona, um von da nach Rom zu gehen. Ich begleitete ihn bis an die Piazzetta, von wo er in einer Barke nach dem Porto franco hinüberfuhr. Ich bin nun ganz allein und ohne allen Umgang. Gestern Abend war ich im Theater S. Luca, wo die Oper „Klotilde“, welche die ganze Zeit her jeden Tag gespielt wurde, zum letztenmal aufgeführt wurde. Ich amüsierte mich wenig. Die vielen Recitationen sind immer langweilig.

12. Oktober 1824. Venedig.

Gestern morgens nahm ich mein Frühstück, das in Granatäpfeln und frischen Datteln bestand, mit in die Gondel, und ließ mich nach S. Pietro di Castello fahren, der entlegensten Kirche von Venedig; aber der eigentlichen Kathedrale und dem Sitz des Patriarchats von Venedig, solange die Republik dauerte. Erst 1807 wurde S. Marco zur Kathedrale erhoben. Wir fuhren an der Riva de' Schiavoni hinunter, an den Publici vorüber, wo ich ausstieg, um die Kirche S. Jseppo zu sehen, die aber schon verschlossen war. Nun lernte ich wieder einen Teil von Venedig kennen, der mir bisher fremd geblieben. Die Insel S. Pietro, mit dem breiten Platz vor der Kirche und der großen Holzbrücke, die sie mit dem Sestier di Castello in Verbindung setzt, bietet einen freundlichen Prospekt, den die Lagune begrenzt. Die Kirche selbst ist sehr alt, ward

im Geschmack Palladios erneuert Anno 1621. Das Innere ist weniger merkwürdig, als man glauben sollte. Doch enthält sie gute Gemälde von früheren und späteren Meistern. Das Andenken des ersten Patriarchen Venedigs, Lorenzo Giustiniani, ist vielfach hier gefeiert, und man sieht auch seine Büste hinter dem Hochaltar. Vielleicht befand sich hier auch das herrliche Gemälde von Pordenone, das gegenwärtig in der Akademie ist und den Giustiniani darstellt¹⁾. Wenigstens läßt sich vermuten, daß die Kathedrale Venedigs ehemals reicher an Kunstschätzen war, als wir sie jetzt sehen, wo sie alle Bedeutung verloren hat und selten besucht wird. Merkwürdig ist ein alter Sessel von Marmor mit kufischen Buchstaben, den man für den Stuhl des heiligen Petrus aus Antiochien hält.

Gestern abends, da in S. Luca nicht gespielt wurde, sah ich den „Beretto nero“ zum drittenmal, da sich ein Teil der Nacht nicht wohl anders als im Theater zubringen läßt. Ich blieb nachher noch lange bei Sutil, wo mich eine doppelte angenehme Gegenwart festhielt.

Heute morgens nach zehn Uhr nahm ich eine Gondel nach S. Marcilian. Meine Sehnsucht, den „Tobias“ von Tizian wieder zu sehen, war groß. Der Weg führt zuerst durch die Rio del Palazzo unter der Seufzerbrücke und mehrere kleinere Kanäle hindurch, ein Stück im Canal grande am Palaste Cornaro und Pesaro vorbei und wieder rechts in die kleineren Kanäle an der Kirche della Misericordia vorüber, über deren Portal ein schönes Basrelief von Bartolommeo ist. Diesen Weg vom Marcusplatze aus zu Fuß zu machen, mag eine hübsche Zeit erfordern und ist einem Fremden beinahe unmöglich. Der jüdische Tobias mit dem Fische in der Hand, die göttliche Gestalt des Engels, das Hündchen im Vordergrund und der walbige Hintergrund bilden ein Ganzes, das man nicht satt werden kann zu betrachten. Von da ließ ich mich nach S. Giacomo dell' Orto führen, einer der bedeutendsten Kirchen Venedigs, die ich nach so langem Aufenthalte erst kennen lernte. Wir durchschnitten wieder den Canal grande, kamen am Palaste Pesaro vorüber und sodann durch kleinere Kanäle, die ich noch nicht gesehen hatte, und an denen einige herrliche Paläste, worunter ich nur den äußerst eleganten Palazzo Molin anführe, liegen. S. Giacomo ist eine uralte halbgotische Kirche. Man bemerkt unter Marmorsäulen eine ausgezeichnete ionische Säule von Verde antico, hierher muß man eigentlich gehen, um den Jacopo Palma kennen und schätzen zu lernen, der dieser Kirche

¹⁾ d. h. S. Lorenzo Giustiniani mit drei anderen Heiligen.

eine große Anzahl Gemälde hinterlassen hat. Unter vielen führe ich nur zwei große Stücke in einer Seitenkapelle an, welche Thaten und Leiden des heiligen Lorenzo vorstellen, und die mich besonders angezogen ¹⁾. Sodann lernte ich in dieser Kirche zwei vorzügliche Maler kennen, auf die ich entweder bisher nicht geachtet oder nichts von ihnen gesehen hatte. Der eine ist Lorenzo Lotto, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Man sieht hier von ihm zwei Madonnen mit dem Christkind und einigen Heiligen. Das Kind selbst ist freilich weit unter denen von Gian Bel-
lino. Der andere ist ein älterer Meister, genannt Marescalco ²⁾, der heilige Lorenzo von Paolo Veronese befindet sich in der Akademie, wo er restauriert wird, und man gab von dort einstweilen den Marescalco nach S. Giacomo, und er läßt in der That einen Paolo verschmerzen. Das Bild stellt den heiligen Sebastian, an die Säule gebunden, mit zwei anderen Heiligen, dar. Eine solche unendliche Zartheit und Bedeutsamkeit des Ausdrucks, als in dem Gesicht und der Gestalt dieses Sebastians sich ausspricht, habe ich noch bei keinem der alten venetianischen Meister, weder bei Cima di Conegliano, noch Bassai, noch Carpaccio, noch Vivarini bemerkt. Eine solche Schönheit der nackten Formen ohne Sinnlichkeit ist ein Wunder der Kunst. Man übersieht gern das etwas bizarre Aussehen des heiligen Rochus, der dem Sebastian zur Seite steht, da sein einer Schenkel, auf dessen Wunde er deutet, entblößt ist, was mit der schwarzen Hose des anderen Schenkels einen wunderlichen Kontrast bildet. Aber jene Bilder hatten durchaus noch eine religiöse, symbolische Bedeutung, und der Geschmack wurde dabei noch nicht um Rat gefragt.

Nun ging es wieder durch den Canal grande, am Palaste Pisani vorüber, den ich immer mit der größten Vorliebe betrachtete, und sodann wieder rechts in einen kleinen Kanal hinein nach S. Tomà. Diese Kirche hat auf ihrem Hochaltar zwei schöne Statuen von Campagna, sonst meistens mißlungene Bilder und Bildwerke. Die Fassade ist modern, mit korinthischen Säulen von ansprechender Einfachheit. Wir fuhren nach S. Pantealeone, die aber schon verschlossen war. Dem schönen Palast Contarini gegenüber, der sich an die vier Paläste Mocenigo anschließt und von den Lombardi erbaut ist, denen Venedig so viel Schönes verdankt, kamen wir wieder in den großen Kanal. Dieser war in leichter Bewegung, die Sonne tanzte auf den lebenden Wellen, der Himmel war tiefes Blau. Wir nahmen den Rückweg abermals am Pisani vorbei,

¹⁾ Nicht mehr vorhanden.

²⁾ i. e. Giovanni Buonconfiglio, ein Meister von Vicenza.

durch den Rio di S. Luca. An der Ecke, den dieser Rio mit dem Canalazzo bildet, liegt der Palaſt Grimani, einer der ſchönſten und ſtolzeſten von Venedig, gegenwärtig die kaiſerliche Poſt. Man ſagt, daß er auf Pfähle von Braſilholz gebaut ſei. Eine herrliche guirlandenartige Marmorverzierung läuft um den unteren Teil derſelben und trennt die maſſiven Fundamente, die dem Waſſer preisgegeben ſind, von der eigentlichen Architektur. Ihm gegenüber, nach der Seite des Kanals S. Luca, liegt ein anderer Palaſt Contarini, eines der eleganten, vollendetſten Gebäude Venedigs. Noch andere ſchöne Paläſte, mit herrlichem Marmor, liegen an dieſem Kanal, doch zeigen ſich mehr oder weniger alle im Verfall. Ich ſtieg noch an der Kirche S. Luca aus; aber das eigentlich Sehenswürdigte darin, der heilige Lucas von Paolo Veroneſe, wird in der Academia reſtauriert. Eine Büſte des bayeriſchen Malers Carlo Loth¹⁾ befindet ſich in dieſer Kirche, ſo albern, als er ſelbſt mag geweſen ſein. Hier iſt auch Pietro Aretino begraben, und ſein Porträt befindet ſich auf einem dortigen Gemälde des Alviſe del Friſo. Als wir in die Lagune kamen, war ſie ſtark bewegt, und der Himmel bewölkte ſich. Ich ging von der Piazzetta nach dem Campo di S. Maria Formoſa, wo ich die beiden Paläſte Priuli und Malipiero näher beſah. Ein heranziehendes Gewitter vertrieb mich, und ich kam noch zu rechter Zeit unter die Procuratien, denn ein heftiger Hagelregen peitschte den Platz. Schon vor dem Regen waren einige Partien deſſelben unter Waſſer geſetzt, indem daſſelbe, durch den Wind und die Flut gehoben, aus den kleinen Oeffnungen hervordrang, die mit den unterirdiſchen Zifternen in Verbindung ſtehen. Ich aß heute im Cavaletto zu Mittag, wo von vier Uhr an, der eigentlichen Eſſtunde des Venetianers, immer viel Volks verſammelt iſt. Ich war früher ein einziges Mal mit Viguier dort. Sonſt aß ich einige Male im Pellegriſin, wo ich wohne, und meiſtens jedoch im deutſchen Speiſehaus „Zur Stadt Gräß“. In S. Benedetto wurde heut die „Famiglia d'Anglada“ gegeben, eine Komödie, deren Gegenſtand ebenſo unglücklich gewählt iſt als die Ausführung ungeſchickt.

13. Oktober 1824. Venedig.

In der That, je länger ich in Venedig bin, deſto mehr wächst vor meinen Augen die Herrlichkeit dieſer wunderbaren Stadt, jeder Tag lehrt mich neue Schönheiten, neue Schätze kennen. Ich habe mich ſo gewöhnt,

¹⁾ Karl Loth (1632—98), Münchener, der jedoch zum Venetianer wurde. Bilden von ihm in Schleißheim und der Alten Pinakothek, worin er mehr dem Caravaggio als den Venetianern folgt.

jeden Morgen mit der Anschauung schöner Kunstwerke zuzubringen, daß ich nicht weiß, wie ich diesen Genuß werde entbehren können. Ferne von allem Staub der Schule, unter einem Volke, das voll Unbefangenheit und dem Augenblick zu leben weiß, fange ich selbst erst an, das Leben zu erkennen und zu genießen.

Ich ging heute früh von der Riva de' Schiavoni hinunter nach S. Jseppo. Unterwegs besuchte ich die Kirche Marino S. Biagio, wo ich seit den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthalts nicht mehr gewesen bin. Sie enthält unter anderen ein altes griechisches Bild mit einer Inschrift in dieser Sprache und das Grabmal des Admirals Angelo Emo, gestorben 1792. Er war glücklich genug, das Ende der Republik nicht mehr zu erleben. Er liegt halb sitzend auf dem Sarkophag, ganz in der modernen Kleidung der damaligen Zeit; aber man nahm daran wenig Anstoß, denn Kleidung und Gestalt sind voll Wahrheit und Leben. Dies Kunstwerk gehört dem Meißel Toretis an, dem Meister Canovas. Der alte Mann lebt noch in Venedig in großer Armut.

In S. Jseppo findet sich hinter dem Hochaltar eine Geburt Christi von Paolo Veronese. Er hat denselben Gegenstand für die Kirche S. Giovanni e Paolo dargestellt, aber das heute Gesehene scheint mir weit bedeutender und eines der schönsten Bilder, die ich von diesem Meister gesehen habe. Das Monument des Senators Girolamo von Vittoria zeichnet sich durch eine schönste Büste aus. Das große Mausoleum des Dogen Marino Grimani und der Dogaresse, seiner Gemahlin, reicht bis an die Decke der Kirche. Scamozzis Architektur hat sich hier mit Campagnas fruchtbarem Meißel vereinigt.

Im Heimwege kam ich zuerst in die Kirche Francesco di Paola, die Deckengemälde im Geschmack Tintoretos enthält, sonst manche Pflucherei aus der neuen Zeit, sodann aber nach S. Martino, einem wahren Tempel der Kunst. Die Fassade, wie bei vielen Kirchen Venedigs, ist nicht ausgebaut; aber im Innern offenbart sich ein schöner Geist der Harmonie, der Geist Sansovinós, wenn die Vermutungen der Kenner gegründet sind. Das Monument des Dogen Grizzo, eine Auferstehung aus der Schule Coneglianos oder Basaitis, ein altes, einfaches Bild mit der Verkündigung Mariä, und ein anderes sehr lebendiges von Santa Croce unter der Orgel, das Nachtmahl vorstellend, fallen in dieser Kirche am meisten in die Augen. Noch mehr aber als diese der Taufstein von Tullio Lombardo, Anno 1484. Man kann nicht zierlicher in Marmor arbeiten, als hier die vier Engeln gearbeitet sind, die den Stein stützen, sowie auch oberhalb die beiden Statuen.

Auf einer Brücke der Riva de' Schiavoni fand ich einen Konchylienhändler, dem ich um geringes Geld einen Teil seiner Schätze abnahm.

Ich ging über die Piazzetta nach S. Giulian, Campagnas „Christus“ zu sehen, den er in keinem seiner anderen Werke jemals erreicht hat, sodann am Rialto vorbei nach S. Grisostomo, wo ich bis zum Kirchenschluß vor dem heiligen Chrysostomus des Sebastiano dal Piombo sitzen blieb. Das Bild ist eine poetische Zusammenstellung, wie man sie bei den alten Malern findet, die dal Piombo sehr studiert zu haben scheint. Auch hat er von ihnen den gebirgigen Hintergrund entlehnt. Zur Linken befindet sich eine Säulenhalle. An ihrer Schwelle sitzt der heilige Chrysostomus mit einem Buch in der Hand. Zwischen ihm und S. Giovanni sind noch zwei andere Heilige. S. Giovanni im Vordergrund zur Rechten, hält den Agnus dei-Stab in der Hand und ist entblößt bis auf einen Mantel um die Lenden. Ihm gegenüber zur Linken im Vordergrund steht die heilige Magdalena (wenigstens hält sie ein Salbgefäß, ihr gewöhnliches Attribut, in der Hand) mit noch zwei anderen Frauen. Ein ausdrucksvolleres Gesicht als diese Magdalena habe ich nie, weder im Leben noch im Bilde, gesehen. Ueberhaupt ist das ganze Gemälde die Gebiegenheit selbst. /

14. Oktober 1824. Venedig.

Von da ging ich in den Salvatore, wohin man immer wieder gern zurückkehrt. Besonders ist das große Bild Gian Bellins, „Christus in Emmaus“ von einer solchen Kraft der Darstellung, daß selbst die beiden Tiziane in seiner Nachbarschaft verlieren.

Mich gegen Giovanni e Paolo wendend, den Weg aber geflissentlich verlassend, kam ich auf eine herrliche Riva, die man, soviel ich weiß, Fondamenta nuove heißt, der Insel Murano gegenüber. Es ist der schönste Spaziergang in der Welt,

„Giera in calma la laguna,
Giera il vento bonazzà.“

Es giebt in der That keinen schöneren Anblick als den Spiegel der Lagune, wenn er vollkommen ruhig ist. Von den hohen Brücken aus, die über den Ausfluß der Kanäle gebaut sind, genießt man einer doppelten Aussicht, nach dem Meer und in das Innere der Stadt. Die Gebirge zur Linken über dem Wasser erregen eine leise Sehnsucht, aber der mächtigere Trieb winkt zurück nach Venedig. Ich verfolgte die Riva in ihrer ganzen Länge. Sie stößt auf einer Seite an das Arsenal und auf der anderen an eine Art von Hafen, in welchem mehrere Kanäle zusammenkommen.

Im Theater S. Benedetto wurde gestern „Il figlio del Signor Padre“ gegeben, eine sehr alberne überladene Komödie ohne eine Spur von Charakter. Ich machte mich heute früher als gewöhnlich auf, um nach Francesco della Vigna zu gehen. Unterwegs kam ich an der Kirche S. Antonio ¹⁾ vorbei. Sie enthält mehrere Gemälde von Palma und eine Büste von Vittoria. Nicht weit davon ist die Scuola di S. Giorgio de' Schiavoni mit einer schönen Fassade von Sansovino. In S. Francesco selbst gefiel ich mir heute besser als die vorigen Male. Die Kirche ist überaus groß und reich an Kunstwerken. Sie ist von Sansovino, ihre Fassade von Palladio. Unter vielen Gemälden von Palma gefiel mir eine Mutter Gottes in Glorie und unter ihr der heilige Franziskus mit anderen Heiligen am besten. Einer „Auferstehung“, angeblich von Paolo Veronese, konnte ich keinen Geschmack abgewinnen. Die Stellung des Heilands selbst ist überaus theatralisch. Aber gegenüber hängt ein anderes Bild dieses Meisters, das zu seinen Meisterstücken gehört. Es hat sehr viele Ähnlichkeit mit jenem Gemälde, das von ihm in der Akademie zu sehen ist und in Paris war. Beide scheinen Votivbilder zu sein. Auf dem in S. Francesco sitzt die Mutter ebenfalls mit dem Kind auf einem Altarthron, neben ihr der heilige Joseph und dabei der kleine Johannes, halb entblößt, der mit einem Lamm spielt. Unter dem Altar steht ein alter härtiger Mann, in einen Mantel eingehüllt, wahrscheinlich ein Nobile aus der Familie der Giustiniani, deren Begräbnis in dieser Seitenkapelle ist, und auf der anderen Seite kniet ein schönes, blondes, gekröntes Weib, wahrscheinlich Venezia oder eine Dogaresse. Das ganze Bild ist von ungemeiner Kraft und Wahrheit, nur der Körper des Kindes scheint mißlungen.

In der Capella Maggiore sind zwei Monumente der Familie Gritti, vielleicht von Scamozzi, aber, was sich selten findet, ohne Büsten oder Abbildungen. Dieser Kapelle zur Linken liegt die Capella Giustiniani, ein kleines Feenreich der Kunst, eine Halle, mit dem schönsten Marmor ausgelegt und mit herrlichen Skulpturen aus drei verschiedenen Perioden des fünfzehnten Jahrhunderts, wovon die aus der letzten Periode die vollkommensten sind. Es sind Basreliefs, welche die vier Evangelisten vorstellen und unbeschreiblich charakteristisch sind. Neben der Kanzel zur Linken ist ein ausgezeichnetes Bild von Santa Croce, welches den Heiland in der Nische eines Tempels und über ihm den ewigen Vater vorstellt. Einen heiteren Anblick gewährt noch die Kapelle Sagredo, vielleicht weniger

¹⁾ i. e. S. Antonino.

durch die Skulpturen des Andrea Cominelli als durch die schöne Architektur des Altars und die wunderbare Schönheit des weißen Marmors. Weiter unten befindet sich ein Altar mit drei Statuen von Vittoria, worunter S. Rochus und S. Sebastian. Er hat hier also denselben Gegenstand wie im Salvatore, aber ganz verschieden bearbeitet. Diese Statuen sind weit weniger üppig als die im Salvatore, aber auch weit weniger schön. Vittoria besaß nicht die Kunst des Lombardi und anderer alten venetianischen Meister, die Schönheit ohne den Eindruck von Sinnlichkeit darzustellen.

Von S. Francesco aus ging ich die gestern erwähnte Riva, hinunter bis ich an die Kirche der Gesuiti kam, von der ich vor noch nicht langem gesprochen. Schade, daß Tizians „Lorenzo“ in einem äußerst schlechten Lichte hängt, so daß man das große Gemälde von keiner Seite ganz und ohne falschen Schatten übersehen kann. Ich bewunderte wieder das große Grabmal über dem Portal der Kirche, das drei Brüdern aus der Familie da Lezze angehört. Es ist einfach wie die Notwendigkeit selbst.

Nicht weit von den Gesuiti liegt S. Caterina, eine große alte Kirche mit einer Fülle von schönen Gemälden, die mir bis heute fremd geblieben. Aber ich war schon zu voll, um alles mit Muße zu besehen. Es sind herrliche Stücke von J. Palma da, meist aus der Legende der heiligen Katharina. Den Hochaltar ziert ein Paolo Veronese, die Vermählung der heiligen Katharina vorstellend, ein Gegenstand, den die venetianischen Maler häufig behandelt haben. Dieser Paolo ist überaus reizend, nur überstrahlt die schöne Heilige hier freilich die Madonna selbst.

Da ich an der Kirche S. Felice vorüberging, so konnte ich mich nicht enthalten, sie zu betreten. Sie ist im Geschmack von S. Salvatore, innen und außen ein Muster von edler Einfachheit. Ueber dem Hochaltar sieht man ein schönes Bild in Goldgewand von Passignano.

Ich fand den weiten Rückweg nach dem Marcusplatz durch unbekannte Regionen ziemlich leicht und kehrte noch ein in S. Salvatore, wo ich mir das Monument der beiden Priuli besonders einzuprägen suchte.

15. Oktober 1824. Venedig.

Ich habe die Zeit über wieder eine Menge grobenteils venetianischer Volkslieder gekauft, worunter manches hübsche, wie zum Beispiel „Canzoneta sopra li Calzolari“ und andere ebenso humoristische, zum Beispiel eines: „sopra un Giovine che canta le bellezze della sua innamorata“. Diese Bellezze sind nämlich alle Arten von Häßlichkeit, aber bei dem allen gesteht dieser Giovine, sich von seiner Sofia nicht trennen zu können.

Dies Lied hat eine große Vollendung der Form und ist echt venetianisch und von einem wahren Humor durchdrungen. So auch eine andere Canzonetta, welche „La Stocchinada“ heißt. Unter denen, die im gewöhnlichen Italienisch geschrieben sind, ist besonders eine geistliche Canzonetta merkwürdig, die an das Christkind gerichtet ist und an ähnliche Gedichte in der altdeutschen und altspanischen Poesie erinnern. Es fängt an:

„Dormi, dormi, bel Bambin,
Re divin,
Dormi, dormi, fantolin!
Fa la mana, o caro figlio,
Tutto miel,
Tutto bel,
Candido giglio.“

Eine andere, von einem Mädchen, die sich über die Menge ihrer Liebhaber beklagt, ist ebenfalls sehr eigentümlich. So auch eine, in welcher ein Hirt sein Liebchen einlädt, die Schafe nach Hause zu treiben, weil der Abend herankommt. Ferner eine Canzonetta „Sopra un Giovine che di' la bona notte alla sua bella“, wobei er am Ende jeder Stanze wiederholt:

„Bona notte, amato bene,
E ricordati di me.“

Bei einer anderen, die sehr verstümmelt zu sein scheint, sind wenigstens die erste und letzte Strophe echt:

„La rosa è il più bel fiore,
Come la gioventù
Nasce, fiorisce e more,
E non ritorna più.
Dunque godiamo o cara,
Della ridente età,
Quanto infelice è quello,
Che ben amar non sà!

A rivederei, addio,
Jo parto, anima bella,
A te lascio il cuor mio,
Infin ch' il ciel vorrà,
Dunque godiamo, o cara.
Della ridente età,
Quanto infelice è quello,
Che ben amar non sà!“

Sodann habe ich eine kleine, ganz moderne Dichtung „Le farfalle, scherzo di Lorenzo Tornieri“ gekauft, in welcher sich eine eigentümlich zarte poetische Tändelei ausdrückt, die an ähnliche Sachen von Rückert erinnert und den Italienern sonst fremd ist. Ein anderes kleines Gelegenheitsgedicht, das zu Ehren des Sanzerin Contini in Udine herauskam, stimmt gleichfalls einen zarten melancholischen Ton an, wie man ihn selten in Italien hört.

Ferner habe ich die zwölf letzten Gefänge des „Befreiten Jerusalems“ im venetianischen Dialekt gekauft. Das Original befindet sich auf der einen Seite beige druckt. Die venetianische Uebersetzung hat nicht einen einzigen Reim des Originals beibehalten, aber es ist eigentlich keine Uebersetzung, sondern eine Travestie.

Um so weniger aber, als der venetianische Dialekt zu ernstern Dichtungen benutzt worden ist, da er doch für einfache Liebesklagen so passend wäre, um so mehr ist das Wenige zu schätzen, was in dieser Art existiert, wozu ich auch die schon erwähnte Canzonetta der Rosettina rechne. Vorgestern führte mir der günstige Zufall einen venetianischen Kalender (Schieson Venetian) von 1798 in die Hände. Er enthält viele Gedichte im venetianischen Dialekt, wovon viele zwar nur scherzhafte Anekdotchen und ähnliches umfassen, mehrere aber, zum Beispiel vier über die Jahreszeiten, von einer unglaublichen Schönheit sind, theils durch die Anmut der Sprache, theils durch eine Art von Phantasie, die in Italien ungewöhnlich ist und die sich durch Neuheit der Gedanken und eine melancholische Zartheit der Empfindung auszeichnet. Ich ging gerade mit diesem Schatz in der Hand in den Cavaletto, um zu Mittag zu essen, und da ich dort einen jungen Nobile fand, den ich öfters bei Sutil gesehen und gegrüßt hatte, so wandte ich mich an ihn wegen einiger Worte, die ich nicht verstand. Er war, wie alle diese Nobili, sehr gefällig, las mir sogleich das Schönste dieser Gedichte „La Primavera“, erklärte mir die eigenthümlichen Worte und Wendungen und sagte mir, daß der Verfasser dieser Almanache Lamberti geheißen habe. Auch heute, wo er neben mir saß, ließ ich mir manches von ihm erklären, denn auf diese Weise muß ich die Gelegenheit erschnappen, die venetianischen Gedichte auch im einzelnen kennen zu lernen. Ich kam heute übrigens übel weg; denn als ich die Canzonetta der Rosettina vorlas, da man meine Liebe zu diesen Volksliedern gar nicht wollte gelten lassen, so entstand bei jeder Strophe ein Gelächter, und ich konnte sie kaum zu Ende lesen. Der junge Mann, der mir das Gedicht erklärte, heißt Badoer und ist aus einer der berühmtesten venetianischen Familien. Von den übrigen kenne ich nur einen mit Namen, welcher Molin heißt, ebenfalls ein in den Annalen Venedigs geweihter Name. Auch ist seine Physiognomie eine der charakteristischsten und schönsten, die ich in Venedig gesehen habe. Auch Badoers Gesicht und Gestalt sind ausgezeichnet. Beide würden Modelle zu einem Merkur und Apoll sein können. Man hat noch wenig daran gedacht, welchen Einfluß der Adel auf die Schönheit der Gestalt gehabt hat.

18. Oktober 1824. Venedig.

Der Völkerschlacht wegen war heute ein Festtag in Venedig, die Fahnen flatterten auf dem Platz und auf der Markuskirche, und alle Wimpel auf den österreichischen Schiffen im Hafen. Zugleich war es der schönste und heiterste Tag, den ich hier erlebte. So unbeschreiblich durchsichtig war die Luft und so wunderherrlich die Abendröthe, die in einem großen Kreis um die Kirchen Palladios auf S. Giorgio und der Giudecca flammte. Ich wollte das schöne Wetter recht benützen und war heute morgens in sieben der bedeutendsten Kirchen, zuerst in S. Giulian, dann in S. Crisostomo, dann in S. Maria Formosa, dann in S. Zaccaria und endlich im Salvatore. Freilich sah ich überall nur das Bedeutendste. In diesem Theil der Stadt kann ich mich nun vollkommen zurecht finden. Später war ich in der Akademie, wo außer den Tizianen noch so viel Herrliches ist, wie zum Beispiel die Hochzeit in Galiläa von Padovanino, der Fischer, der dem Dogen den Ring übergiebt, von Paris Bordone und Andres. Länger beinahe als vor der Himmelfahrt verweilte ich heute vor Tizians Johannes in der Wüste, ein Bild, das die Kraft, die Wahrheit, die Schönheit selbst ist.

Borgestern besuchte ich mehrere Kirchen, unter anderen ein paar, die ich im Innern noch nicht gesehen hatte, S. Maria Zobenigo und S. Vitale. Sie enthalten zum Theil schöne Arbeiten mit manchem Modernen. So ist in S. Maria Zobenigo eine kleine Taufkapelle mit einem Taufstein, welche zuversichtlich an Geschmacklosigkeit alles überbieten, was in allen vier Welttheilen in dieser Art geleistet worden ist. In S. Vitale ist ein sehr schönes Bild von Carpaccio, es hängt aber hinter dem Altar und ist kaum sichtbar. Die Kirche S. Maurizio ist die neueste in Venedig. Sie ist nach dem Modell von S. Geminiano gebaut, welche auf dem Marcusplatze stand und von den Franzosen niedergerissen worden¹⁾. So war ich noch in S. Stefano, wo viel Schönes ist. Auf dem Campo di S. Stefano, ein Platz, der an Größe dem Marcusplatz nicht allzuviel nachsteht, besah ich mir besonders den dortigen Palazzo Pisani, wiewohl er nicht so schön ist, als der am Canal grande. Doch hat er einige schöne Bildwerke. So ist zum Beispiel der Klopfer vor der Thür sehr kunstvoll gearbeitet und stellt einen Neptun vor, der auf zwei Pferden steht.

Gestern war ich in S. Giovanni e Paolo und in S. Maria Formosa. Erst gestern ist mir das ungeheure Verdienst der heiligen Barbara

¹⁾ 1810, um dem neuen Flügel an der Westseite Platz zu machen.
Platens Tagebücher. II.

des alten Palma recht in die Augen gefallen und ich habe sie deshalb heute sogleich wieder besucht. Edler hat Raphael selbst nicht gemalt. Es gehört zu den vollendetsten Bildern in der Welt.

In S. Benedetto gab man vorgestern eine Komödie von Cosenza, „Vintiquattro lettere anonime“, das dümmste Stück und das ungeschickteste, das ich in meinem Leben gesehen habe; „Il giorno della liberazione“ aus dem Deutschen von Ziegler¹⁾, das Meisterstück der Langeweile; heute eine Komödie von Goldoni, „Il barbaro benefico“, die sich doch wenigstens anhören ließ. Vestri, der den Barbaro machte, ist ein Schauspieler, der nicht seinesgleichen hat. Er kann sich auch nicht bliden lassen, ohne im voraus beklatscht zu werden. Er wurde heute im zweiten Akt herausgerufen; er kam und entfernte sich wieder, aber das Publikum war noch nicht zufrieden und er mußte noch einmal herauskommen.

19. Oktober 1824. Venedig.

Der heutige Tag war wieder unbeschreiblich schön und die Luft so durchsichtig, daß auch die entferntesten Gegenstände sich mit Klarheit vor das Auge stellten. Palladios Kirchen in S. Giorgio und auf der Giudecca sieht man dann von der Riva aus so deutlich, als ob man unmittelbar davor stünde.

Ich ging heute zuerst nach S. Giacomo dall' Orto, hauptsächlich, um den Sebastian von Marescalco zu sehen. Der eigentliche Name dieses Malers ist Giovanni Buonconfigli. Ich war zu nah an S. Rocco und Maria de' Frari, um vorüber zu gehen, um so mehr, als ich erstere Kirche erst ein einziges Mal gesehen hatte. Sie ist eine der einfachsten und geschmackvollsten Venedigs. Im Innern zeichnet sie sich durch Reinlichkeit und große Sorgfalt für die Kunstwerke aus, wie mich denn auch einer der Geistlichen selbst, ein vortrefflicher Cicerone herumführte. Hier würde nicht geschehen, was in S. Polo, wo ich noch heute morgens gewesen, geschehen ist, wo man nämlich mitten in ein schönes, wenn auch sehr gerauchtes Bild von Paolo Veronese ein Glas mit einer abscheulichen Puppe von Mutter Gottes hineinklebte. Ueberhaupt bedecken dergleichen gepuzte Puppen in den weniger besuchten Kirchen oft die schönsten Gemälde. Das Merkwürdigste in S. Rocco ist Tintoretto's Verkündigung, wo er sich selbst übertroffen hat, ein Christus mit dem Henker, berühmtes, aber zum Teil zerstörtes Bild von Tizian, Johann S. Martin und S. Christoph von Pordenone. Dies Bild besteht eigentlich aus vier

¹⁾ „Der Nachspruch“, Schauspiel in 5 Akten, Wien 1811.

verschiedenen Partieen. Zu beiden Seiten zeigt sich vieles Volk in einer Säulenhalle und diese Stücke hat Bordenone in Fresko gemalt, wobei ihn, den Jüngling, der Tod überraschte. S. Martin und S. Christoph waren ursprünglich auf den Flügelthüren der Orgel. Man hat sie glücklich zusammengefügt und eine schöne Wirkung hervorgebracht, da die Bilder selbst vortrefflich sind.

In S. Maria de' Frari, einer der allergrößten und am meisten gotischen Kirchen Venedigs könnte man ein Jahr flüchtig zubringen, wenn man Malerei, Architektur, Skulptur und Schnitzwerk bis ins Einzelne verfolgen wollte. Der Chor, der ungemein großartig gebaut ist, besteht aus einer großen Kapelle und sechs kleineren, drei zu beiden Seiten. Ich habe früher schon von dieser Kirche gesprochen. Sie enthält sehr schöne Salviati. Unter den Grabmälern zeichnen sich, außer dem des Dogen Tron noch das von Foscarei und das von Pietro Bernardo, gestorben 1560, aus. Er hat es selbst zu seinen Lebzeiten errichtet. Es gehört zu den schönsten Venedigs, aus der herrlichsten Periode seiner Kunst.

In S. Polo bemerkte ich zuerst die beiden liegenden Löwen von Campanili, wovon einer von einer Schlange umwunden ist, der andere ein abgeschlagenes Haupt in den Klauen hält, wie man vermutet, das Haupt des Carmagnola.

Von da aus ging ich in den Palazzo Pisani und habe nun heute zwischen zwölf und ein Uhr den Alexander von Paolo in einer Beleuchtung gesehen, wie ihn schöner zu sehen unmöglich ist. Der Genuß war unbeschreiblich und das ganze Bild schien von wirklichem Leben zu wimmeln.

Vor Tisch stieg ich noch auf den Markusturm. Ich esse etwas nach vier Uhr im Cavalletto und gehe dann gewöhnlich noch etwas auf der Riva de' Schiavoni spazieren.

20. Oktober 1824. Venedig.

Heute habe ich die zwölf Sonette abgeschlossen, die das Leben Venedigs darstellen sollen. Sie können nur für diejenigen Interesse haben, die es gesehen haben. Auch einige Chafelen sind unter der Zeit entstanden.

In der That, Venedig zieht mich täglich mehr an, und ich kann kaum denken, daß meine Abreise so unbeschreiblich nahe ist. Ich bereue nicht, sie so lange als möglich aufgeschoben zu haben, da ich diese Tage noch so viel Schönes gesehen habe. Von der Schönheit dieser heiteren Oktobermorgen gibt unser deutscher Himmel keinen Begriff.

Ich ließ mich heute ziemlich früh über den Canal grande setzen, ging um die Ecke der Dogana herum und kam so auf die sogenannte Riva delle Zattere, die der Giudecca gegenüber liegt. Die Ausichten auf das Meer, besonders, wo der Kanal der Giudecca aufhört, sind ungemein anziehend. Ich kam in die Kirche del Spirito santo, wo sich ein Bild von Buonconsigli befindet¹⁾, das aber seinem Sebastian nicht gleichkommt. Die Riva verfolgte ich, so weit sie reicht, und ging dann in das Innere des Sestier di Dorso duro, einen der ödesten Teile von Venedig, in welchem man bloß gemeines Volk sieht, das aber eben durch diese Verödung einen eigenen Reiz hat. Auch werden die Freunde der Kunst ihn ewig besuchen, denn der große Paolo Veronese hat in diesem Winkel Venedigs seine ganze Meisterschaft niedergelegt. Der Weg führte mich zuerst nach der Kirche dell' Angelo Raffaello, die ich noch nicht kannte. Sie enthält einige gute Sachen, aber es waren alle Fenster-
vorhänge vorgezogen und daher wenig Licht in der Kirche. Auf der einen Außenseite sieht man ein altes, kindlich gedachtes Basrelief, das den Erzengel mit dem jungen Tobias vorstellt. Gegenüber ist ein uralter Brunnen, in Form eines heidnischen Altars. Solche Brunnen, oder vielmehr Cisternen, denn sie enthalten nur Regenwasser, sieht man viele im Sestier di Dorso duro. Hier sei beiläufig gesagt, daß das Wasser in Venedig nicht ungemischt getrunken werden kann. Man vermennt es mit einer Aniseffenz, und es heißt dann Mistrà. In den Caffeehäusern und ähnlichen Orten pflegt man deswegen zu allem, was man verlangt, ein solches Glas Wasser beizugeben. Es wird auch im Theater aus-
geboten und die Wasserverkäufer tragen es allenthalben mit vielem Ge-
schrei durch die Stadt.

Ich ging nun nach S. Sebastian. Ich muß blind gewesen sein, als ich diese Kirche zum erstenmal besuchte, da ich mich keineswegs des außerordentlichen Eindrucks entsinne, den sie heute durch ihre Paolo Veroneses auf mich gemacht hat. Vielleicht war auch damals die Be-
leuchtung den ohnedem etwas verrauchten Bildern ungünstig, während ich heute der schönsten Sonne genoß. Leider sind mehrere Paolos, sowie der heilige Nikolas von Tizian in der Akademie, um restauriert zu werden. Paolo ist in dieser Kirche begraben. Er starb 1588. Seine Büste ist von Bozzetti. Seine Bilder auf den Thüren der Orgel, und besonders der Christus am Kreuz, mit den Frauen zu seinen Füßen offenbart sein ganzes Genie, noch mehr die beiden großen Seitengemälde

¹⁾ Christus mit zwei Heiligen; jetzt in den Gesuati.

in der Capella maggiore, vorzüglich das zur Linken, wo der heilige Sebastian, in ritterlicher Kleidung, einigen anderen Märtyrern Mut zuspricht. Es hat unbeschreiblich viel Ausdruck. Man findet darauf denselben Kopf, der auf dem Alexandergemälde den Hofmeister der königlichen Kinder vorstellt. Er ist ohne Zweifel ein Porträt, wie vielleicht auch die übrigen Köpfe jenes Bildes im Pallast Pisani.

Aber wenn man nun auch von diesen herrlichen Bildern absieht und sich nach dem Hochaltar selbst wendet, um dort den Sebastian zu sehen, an eine Säule gebunden, von anderen Heiligen umgeben, den Blick nach dem Himmel gerichtet, wo die Mutter Gottes mit ihrem Sohne, in Mitte der Engel, voll ewiger Glorie sitzt, dann fühlt man erst mit ganzer Lebendigkeit, daß dieser Paolo, wie es auf seinem Grabstein heißt, das Wunder der Kunst war. Das Bild übte eine Art Magie auf mich aus, und ich mußte immer wieder danach zurückkehren. Hier ist nicht Tizians Kraft und Kolorit voll Blut, aber eine Wahrheit und Anmut, die unwiderstehlich fesseln.

Sonst befinden sich noch in dieser Kirche das geschmackvolle Mausoleum des Livio Podacataro, Erzbischofs von Cypern, von der Hand Sansovinos und eine meisterhafte Büste von Vittoria, den Marc Antonio Grimani vorstellend.

Von S. Sebastian kommend, konnte mich die Kirche von S. Nicolo nicht sehr interessieren. Doch gehört sie unter die bedeutenderen, und ich hatte sie noch nicht besucht. Sie enthält unter anderem einen Altar von einer eigentümlichen flockigen Marmorart aus Korfu. Sodann viele gute Gemälde aus der Schule Paolos und von Alvise dal Friso.

Ich ging nun noch gegen die Landzunge hinaus, die hier Benedig bildet. Man kommt wieder an die Lagune und zwar auf die sogenannte Spiaggia di S. Marta, einen ziemlich großen Platz, zum Teil mit Gras bewachsen und, nach den vielen Fischerfahnen zu urteilen, eine Niederlassung der Fischer. Die Kirche S. Marta ist gegenwärtig ein Strohmagazin. Ueber dem Portal ist noch die Statue der Heiligen.

Ich kehrte nach der Riva delle Zattere zurück. Dort ist noch zu bemerken der Palast Giustiniani und die alte Kirche der Gesuati, welche, nach der Fassade zu urteilen, mir besser gefällt als die neue. Erstere ist aus der Zeit der Lombardi und überaus rein und zierlich.

Ich ließ mich nach der Giudecca übersetzen, um einmal das Innere dieses Nebenstücks von Venedig zu sehen, das meist in Gärten besteht. Gegen den Kanal zu ist eine schöne Riva, der ganzen Länge der Insel nach. Ich trat zuerst im Redentore ab und konnte nun das schöne

Bild von Gian Bellin, meine erste Liebe in Venedig, bei glücklichster Beleuchtung sehen. Dann verfolgte ich die Riva, bis wo sie in einer kleinen Landzunge endigt, die mit einem Lorbeergärtchen bepflanzt ist. Die Aussicht auf die Lagune war so schön, als sie zur Zeit der Flut nur sein kann. Doch fing das Wasser schon an, abzunehmen und ich sammelte einige hübsche Muscheln und hätte auch Krabben haben können, wenn ich Lust dazu gehabt hätte.

Ich kam in den Redentore zurück, den ich noch offen fand. In der schönen Kirche sah ich mich ganz allein, und hinter dem Chor sangen die Kapuziner. Die Großartigkeit und Notwendigkeit der Verhältnisse dieses Tempels fällt bei längerer Beschauung immer mehr in die Augen.

Gestern gab man in S. Benetto eine Komödie von Casari „Punizione senza delitto“, welche ausdrücklich für die Truppe Fabbrichesi geschrieben worden. Sie wurde sehr gut aufgeführt, war aber mittelmäßig. Heute war ich in der Oper. Man gab den zweiten Akt des „Barbiers von Seviglia“¹⁾ und eine sogenannte Farsa, „il Curradino“ von Pareni, die aber nicht gefiel. Die meisten entfernten sich in der Mitte des Stücks.

21. Oktober 1824. Venedig.

Meine Bewunderung für Tizian wächst mit jedem Tage. Heute war ich in der Akademie, um die „Himmelfahrt“ und den „Johannes Baptista“ wieder zu sehen. Da ich des Morgens schon in S. Marcilian und S. Giovanni e Paolo gewesen war, so traf es sich, daß ich heute die vier schönsten Gemälde dieses Meisters kurz nacheinander gesehen habe. „Johannes in der Wüste“ hat vielleicht darum den größten Eindruck auf mich gemacht, weil ich ihn in einer unvergleichlichen Beleuchtung sah. Es ist ein Bild, das unwillkürlich die Kniee beugt. Das Edle der Gestalt, das Erhabene der ganzen Stellung, der ausgestreckte Arm, der nach dem zu deuten scheint, der da kommen soll, die Schönheit und Gewalt der Züge und endlich der Blick, der ernste, göttliche Blick, von einer heiligen Thräne glänzend, welche Wahrheit, welche Vollendung! Wollte man diese Tetras Titianischer Meisterschaft in eine Siebenzahl verwandeln, so müßte man noch dazu rechnen: die „Vorstellung der Maria im Tempel“ in der Akademie, den „S. Lorenzo“ in den Gesuiti und in der Signoria das Bild, das man „La fede del Doge Grimani“ nennt. Ein altes Weib, das mich heute in S. Giovanni e Paolo so lange vor dem „Petrus Martyr“ von Tizian stehen sah, fragte mich, was es für Heilige wären. Als ich ihr Auskunft gegeben, hielt sie eine große Lob-

¹⁾ Das Meisterwerk Rossinis war 1816 erschienen.

rede auf die Heiligen, bedauerte voll Herzlichkeit ihre Leiden und entfernte sich endlich mit dem Ausrufe: O santi benedetti!

Ich war heute auch zweimal in S. Maria formosa vor Palmas Barbara, die man nicht genug betrachten kann. In der Nähe von S. Marcellian besuchte ich die kleine Kirche Santa Fosca, die eine hübsche Fassade hat, und betrachtete den Palazzo Cavallerizzo, ohne Zweifel aus der Zeit der Lombardi, ein wahres Meisterstück von zierlicher Einfachheit. Den Rückweg machte ich über die Fondamenta nuove.

Nach Tische ging ich hinaus in die Giardini pubblici, die so schöne Ausichten nach Venedig und die Lagunen darbieten. Das Laub ist meist noch frisch und grün. Ich kaufte vor ein paar Tagen wieder einige hübsche Volkslieder, und will hier eines davon aufbewahren, das die Anbetung der Madonna vor dem Jesuskinde zum Gegenstande hat und ganz denselben Gedanken ausdrückt, den man bei den alten Malern findet, die diese Anbetung häufig dargestellt haben.

1.

„Fermarone i cieli
La loro armonia,
Cantando Maria
La Nanna à Gesù.
Con voce divina
La vergine bella,
Più vaga che stella
Diceva così:

2.

Mio figlio, mio Dio,
Mio caro tesoro,
Tu dormi ed io moro
Per tanta beltà.
Dormendo, mio bene,
Tua madre non miri,
Ma l'aura che spiri,
E fuoco per me.

3.

Con gli occhi servati
Ah tu mi ferisci,
Or quando li oprissi,
Per me che farà?
Le guancie di rose
Mi rubbano il core,
O Dio, che muore
Quest' alma per te!

4.

Mi sforza à bacci arti
Un labro sì raro,
Perdonami, o caro,
Non posso più, no!
Qui tacque ed al petto.
Stringendo il bambino,
Dal labbro divino
Un baccio rubbò.

5.

Destossi il bambino,
E tutto amoroso,
Con occhio vezzoso
La madre mirò
O Dio! che alla madre
Quell' occhio, quel sguardo
Fu strale, fu dardo,
Che l'alma impiagò.

6.

E tu non languisci,
O dura alma mia,
Mirando Maria
Languir per Gesù?
Che aspetti? che pensi?
O qu'altra bellezza
È fango, è bruttezza,
Risoloiti su!

7. 8.

Si, si, che trionfà	Il figlio e la madre,
Amor nel mio seno,	La madre col figlio,
Si, si, vengo meno	La rose col giglio
Per tanta beltà	Quest' alma verrà.
Se tardi v'amai,	Non cerco diletta,
Bellezze divine,	Mercede non brania,
Ormai senza fine	Mi basta se v'anio,
Per voi arderò.	L'amaroi è mercè."

23. Oktober 1824. Venedig.

Ich habe mir heute für ein paar Solbi einen „Doid“ gekauft, der mit den Fastis die Tristia und Elegiae ex Ponto enthält, um diese Gedichte, die ich nie eigentlich gelesen habe, auf der Reise zu genießen, die ich in einer ähnlichen Stimmung wie jener Dichter, aus dem herrlichen Venedig verbannt, zurücklegen werde.

Ich war heute [morgens zuerst in der Casa Barbini, wo einige schöne Gemälde zu sehen sind. Aber da die Besitzer nicht Liebhaber, sondern Gemäldehändler sind, so stört dies den Genuß um so mehr, da sie Bilder aus allen Schulen untereinander besitzen, während man sich hier zu sehr an die einheimische, venetianische Kunst gewöhnt hat, als daß man diesen Mischmasch ertragen könnte.

Früher noch war ich in der Kirche S. Fantino, die ich bisher noch nicht gesehen hatte, so oft ich auch vorbeigegangen war. Sie enthält wenig an Gemälden; aber die Bauart aus der Zeit der Lombardi, mit einer Capella maggiore von Sansovino, ist von einer unvergleichlichen Schönheit und Einfachheit. Ich weiß nicht, ob ich Palladio vorziehen würde.

Da ich einen Traghetto bei S. Samuel passierte, so ging ich bei dieser Gelegenheit auch in diese noch ungelesene Kirche. Sie ist alt, hat viele Bilder, aber nichts Ausgezeichnetes für einen, der in Venedig ist. Auf dem entgegengesetzten Ufer führt ein weiter, aber ganz gerader Weg nach S. Bastian, wo ich wieder lange Zeit vor dem Paolo Veronese stand und saß. Ich kam um elf Uhr hin und die Beleuchtung war im Zunehmen. Später machte ich noch einen Spaziergang über den Rialto und war im Salvatore, und heute abend nach Tisch in den Giardini pubblici. Die Aussicht war sehr schön und die Luft außerordentlich durchsichtig.

In S. Benetto wiederholt man heute eine Komödie von Alberto Nota, der gegenwärtig der beste unter den Dramaverfertignern Italiens ist, eine

Romödie, die gestern zum erstenmal gegeben wurde, und „Costanza rara“ heißt. Sie ist, wie alle, Familiengemälde und hat einige interessante Situationen und Charaktere. Gestern morgens war ich zuerst im Palaste Giustiniani auf der Riva delle Zattere. Es werden dort Antiken aufbewahrt, worunter ein schöner Joviskopf, ein Athenkrug mit Vasreliefs und andere reizende Bildwerke und Trümmer. Dabei sind viele Büsten, Cäsar, Nikomedes, Cicero, Vespasian und andere. Unter den dortigen Gemälden ist ebenfalls viel Schönes. Die „Familie des Darius vor Alexander“ scheint im Zusammenhang mit jenem berühmten Paolo zu stehen und ist vielleicht von ihm selbst. Vielleicht hat er auch hier diesen Gegenstand zu Porträts aus der Familie des Hauses Giustiniani benützt. Der Umfang des Bildes ist ein geringer; die Architektur im Hintergrunde ist ungefähr dieselbe, der Alexander kommt jenem im Palast Pisani auf keine Weise gleich, die Mutter des Darius ist voll Ausdruck, die beiden Schwestern schöner als jene drei auf dem großen Gemälde. Man zeigt auch noch einen berühmten „Ganymed“ von Padovanino; der mir aber nicht ganz gelungen scheint.

Von da ging ich nach S. Bastian, wo ich lange blieb. Sodann in die Akademie, wo mich die Tiziane noch lange Zeit fesselten. Zuletzt vor Tische in die Bibliothek im Palazzo ducale, wo ich diesmal weniger die Gemälde als die Antiken betrachtete. Die Mischung von Geist und Sinnlichkeit, die das Wesen der Kunst ausmacht, war nie so innig als in der griechischen Plastik. Man kann sich nicht verhehlen, daß die Wollust selbst zu vielen dieser Bildungen begeisterte. Der Ganymed, die Leda sind von dieser Art; in der schönen Gruppe des Bacchus und eines jungen Fauns drückt sich ein edleres Verhältnis aus, das in der göttlichen Majestät des einen und in dem liebevollen Emporschauen des anderen gegründet ist.

24. Oktober 1824. Venedig.

So war mir's denn wider Vermuten beschieden, meinen achtundzwanzigsten Geburtstag, den ich im Kreise der Meinigen zu verleben hoffte, in Venedig zuzubringen. Wenigstens hab' ich ihn auf eine würdige Weise hier gefeiert. Ich ging heute morgens zuerst nach Santa Maria formosa, um Palmas „Barbara“ zu sehen, sodann nach Giovanni e Paolo, wo ich vor dem unsterblichen Tizian und beinahe noch länger vor dem Gian Bellin verweilte, den ich in einer herrlichen Beleuchtung sah. Auch Tizian und Palma haben heute einen besonders entschiedenen Eindruck auf mich gemacht. Ebenso Campagnas „Christus“ in S. Giulian,

den ich nachher besuchte. Von da ging ich nach S. Grisostomo vor dal Piombos nie genug zu preisendes Meisterstück, ließ mich dann bei S. Samuel über den Canal grande setzen, um den Sebastian Veroneses zu sehen, und ging dann mit voller Begeisterung für Paolo zu Tizian in die Akademie. Ich habe diese Tour in ungefähr vier Stunden gemacht und doch keines dieser Bilder bloß flüchtig betrachtet. Auch im Salvatore war ich im Vorübergehen, in dessen herrlichen Hallen ein Hochamt mit Musik und Orgelton erscholl. Ich hätte noch Zeit gehabt, auch Veroneses „Alexander“ noch zu sehen, um alles Außerordentliche Venedigs zusammenzufassen; allein ich hatte ihn das letzte Mal in einer zu schönen Beleuchtung gesehen, als daß ich mich heute einem weniger schönen Tage hätte anvertrauen können. Auch verlangt man nach Tizians „Johannes in der Wüste“ nichts anderes mehr. Ich kann nicht beschreiben, wie wenig mich das Anschauen aller dieser Bilder überhäuft, und welchen unsäglichen Genuß es mir verschafft. Ich kann noch immer mich nicht daran gewöhnen, daß ich übermorgen oder höchstens Mittwoch Venedig verlassen soll. Vielleicht läßt sich noch ein Ausweg treffen, um einige Tage zu gewinnen, wenn ich hier Geld auf meinen Kreditbrief nach Verona bekommen kann.

Ich habe heute die nähere Bekanntschaft eines jungen Nobile aus der berühmten Familie Priuli gemacht, den ich sonst schon hie und da gesprochen hatte. Ich traf ihn allein in den Giardini pubblici nach Tische, und wir machten zusammen den einzigen Spaziergang, den man in Venedig machen kann. Er sagte mir, daß Lamberti und Gritti die besten Dichter im venetianischen Dialekt seien, besonders aber Baratti, der jedoch seine Sachen, meist witzige Satiren, nicht habe drucken lassen. Sie sind aber außer Landes, nach umlaufenden Manuskripten, gedruckt worden, in Venedig jedoch verboten.

25. Oktober 1824. Venedig.

Heute morgens war ich in Santa Maria formosa und in der Chiesa de' Miracoli. Sodann fuhr ich mit anderen Deutschen nach dem Lido, wo ein militärisches Manöver zur See und zu Land ausgeführt wurde. Die eine Partei landete auf der Insel nach einigen Schwierigkeiten, griff sodann den Feind an und schloß ihn zuletzt in der Kaserne, wohin er sich zurückzog, ein. Es war anmutig zu sehen, solange die Barken in der Lagune umherruderten, das Landmanöver war mir eher zuwider, da ich dergleichen mit Löffeln gegessen habe. Zum Glück wurden sie durch den Raum der Insel beschränkt, und alles ging in kleinen

Distanzen vor sich. Lieber war mir auf dem anderen Ufer der Insel der Anblick des hohen Meers, das, in der Flut begriffen, gegen das Land anströmte. Der Lido ist mit Bäumen bepflanzt und war ehemals, wiewohl entlegen, der einzige Spaziergang der Venetianer, bis Napoleon die Giardini anlegen ließ.

Nach Tische holte ich Priuli bei Florian ab, und wir gingen zusammen in die Giardini, wo alle Montage eine große Menge Menschen aus den niederen Ständen versammelt ist. Es ist mir schätzbare, durch Priulis Bekanntschaft das Bild eines echten Venetianers vor Augen zu haben. Sie sind unbefangen, sorglos, naiv wie die Kinder; dabei aber doch fein und versteckt. Priuli hat überdies etwas sehr Heiteres, ja Drolliges in seinem Wesen, was ihn anziehend macht. Die Venetianer sind durchaus human, was vielleicht auch daher kommt, daß sie nicht mit den Tieren umgehen. Es gibt weder Pferde noch Ochsen und wenige Hunde, die meist Ausländern gehören.

26. Oktober 1824. Venedig.

Gestern gab man in S. Benedetto wieder eine neue Komödie von Cosenza, die so einfältig war als seine anderen. Der heutige Tag war sehr traurig für mich, da schlechtes Wetter eintrat und ich nirgends hingehen konnte. Ich war bloß im Salvatore und sah die Statuen von Vittoria und die Monumente. An Gemälde war nicht zu denken. Sodann kaufte ich eine „Raccolta“ in vierzehn Bändchen, welche die besten Sachen im venetianischen Dialekt enthalten soll, sowohl aus der älteren als neueren Zeit. Es ist eine eigentliche venetianische Litteratur im kleinen. Lamberti nimmt drei Bände ein und scheint der Vorzüglichste von allen zu sein. Soviel ich weiß, lebt er gegenwärtig noch in Venedig. Priuli hat mich auf diese Sammlung aufmerksam gemacht. Nur leider kommt sie mir zu spät, hätt' ich sie gekauft, als ich in Venedig ankam, so hätte ich sie hier durchlesen, und über alle Schwierigkeiten des Dialekts, deren besonders in den komischen Gedichten nicht wenige sind, mir Rats erholen können.

28. Oktober 1824. Venedig.

Gestern vormittag sah ich noch die schönsten Bilder von Tizian. Ich war zuerst in S. Giovanni e Paolo, sodann in den Gesuiti, sodann in S. Marcilian und endlich in der Akademie. Den anderen Teil des Tags brachte ich ziemlich genusslos hin, wiewohl die Komödie gestern noch eine von den besseren war, und wenigstens lachen machte.

Heute ging ich des Morgens nach den Giardini, und las in meiner „Raccolta“. Der Anblick der Lagune ist herrlich, wenn sie zur Flutzeit voll wie das Meer ist. Ich überfah die Inseln und Schiffe, ich blickte nach Longhenas und Palladios Kirchen hinüber, nach der Piazzetta, mit ihrem Säulenpaar, nach den Kolonnaden der Signoria, und dann empor zu dem blauen, sonnigen Himmel und fühlte mich noch einmal mit ganzer Seele in Venedig. Noch bin ich hier, sagte ich mir selbst, noch kann ich meine Arme ausstrecken nach dieser ewigen Stadt, die mit blendender Schönheit aus diesen salzigen Wellen steigt!

Ich war nach Tische noch einmal in den Giardini, wo die schönste Abendröte über dem Wasser lag. Von den Kirchen besuchte ich heute nur S. Bastian.

29. Oktober 1824. Venedig.

Ich fühle nun wohl, daß meine Stunde herannah, Venedig zu verlassen. Eine gewisse Sehnsucht nach der Natur stellt sich ein, und der Besuch der Giardini ist mir zum Bedürfnis geworden. Dabei habe ich gewöhnlich ein Buch in der Hand, und so regt sich also auch wieder der Trieb zur Lektüre, zum Studium, denn so lange ich hier bin, habe ich eigentlich nichts gelesen und auch gar keinen Drang danach gefühlt. Ueberdies nimmt auch meine Lust, Gemälde zu sehen, ab, wiewohl nur insoferne, als ich nicht mehr so viel in einem Tage sehen mag, während ich früher ohne alle Ermüdung ein halb Duzend Kirchen nacheinander besuchen konnte. Heute war ich bloß in der Akademie, und wiederholte vor Tizians Johannes ein Sonett, das dies Bild mir gestern, als ich des Nachts auf dem Marcus spazieren ging, eingegeben hat. Dadurch nun, daß ich weniger mehr nach Sehenswürdigkeiten umherspüre, entsteht eine Lücke in meiner Zeit, die für jetzt sich noch nicht ausfüllen ließ.

Gestern gab man „Das Bild“ von Houwald unter dem Titel „Due amanti di una cieca“ ¹⁾. Wenn mir früher in Deutschland die groben Fehler und Lächerlichkeiten dieser Galgenintriguen aufgefallen sind, so fühlte ich gestern bei der italienischen Prosaübersetzung die ganze Leereheit und Gedankenlosigkeit dieses Stücks im einzelnen. Das Theater war sehr voll; aber alles gähnte, oder ging davon. Eine allgemeine Schlaftrunkenheit, eine wahre Lethargie war über das ganze Publikum verbreitet, und dies verhinderte noch, daß man das Stück nicht auspufft, was einzelne willens waren zu thun.

¹⁾ Ernst von Houwalds fünftaktiges Schauspiel war zuerst in Dresden 1820 aufgeführt worden; erschienen Leipzig 1821.

30. Oktober 1824. Venedig.

Ich habe heute wieder eine große Tour, wie ich sonst pflegte, gemacht. Ich bin nun hinlänglich bekannt in Venedig, um mich dem Instinkt überlassen zu können; denn, wenn ich mich auch verirre, so komme ich doch bald wieder auf einen Platz oder Traghetto, wo ich mich zurecht zu finden weiß. Ich habe heute einen großen Teil der Stadt gesehen, der mir bisher unbekannt geblieben war, und, was nach einem so langen Aufenthalte fast unmöglich scheint, sieben verschiedene Kirchen, die ich bisher noch nicht gesehen oder nicht betreten hatte. Bei dreien mußte ich mich jedoch mit dem Aeußeren begnügen, weil in einer davon kein Gottesdienst mehr gehalten wird und die anderen beiden schon verschlossen waren. Ich will hier noch einschalten, daß ich, als ich das letzte Mal in S. Marcilian war, ich auch die ehemals so berühmte Kirche di Servi besuchte, die aber jetzt nur eine großartige, gotische Ruine ist.

Heute bediente ich mich des Parada bei S. Samuel, ging sodann bei S. Barnaba vorüber über den Campo S. Margherita, einen der größten, mir bis jetzt unbekannten Plätze Venedigs, und von da nach S. Pantaleon. Diese Kirche ist ein reicher Bildersaal. Palma hat, wie überall, viel geliefert, Moise dal Friso mehreres in seiner Art, Tuminiani ein paar herrliche Deckengemälde, Paolo Veronese ein paar schöne Bilder, welche Thaten des heiligen Pantaleon darstellen. Leider hängen diese Gemälde nicht günstig und der Kerzenrauch dreier Jahrhunderte hat sie nicht verschont. Ich übergehe die übrigen. In einer Nebenkapelle befindet sich ein alter Bivarini, aber so schlecht placiert und so beraucht, daß er so viel als nicht existiert.

Von da aus ging ich über einige schöne Fondamente, mit Palästen geziert, nach der Kirche S. Tolentini¹⁾. Schon die Fassade mit korinthischen Säulen von Tirali überraschte mich, noch mehr aber die innere Architektur der Kirche, einer der schönsten Gedanken, der in der Seele Scamozzis wohnte. Er starb vor der Ausführung, und es läßt sich denken, daß die Schnörkel an den Wänden nicht in seinem Geschmack sind. Aber das Ganze, der Chor, die Kreuzgänge und das Schiff der Kirche selbst, sind ebenso eigentümlich als schön und prachtvoll. Gemälde sind viel, von Palma, Santo Peranda, Prete Genovese und anderen, aber nichts Ausgezeichnetes. Am besten hat mir ein architektonisches Bild von Bonifacio gefallen, das die Herodias vorstellt. Die Mausoleen

¹⁾ S. Nicola da Tolentino.

der Familie Cornaro fallen nicht mehr in die Zeit der Kunst; aber sie sind merkwürdig durch die vielen Büsten, die den Charakter der Familie aussprechen.

Da ich nicht sehr weit von S. Giacomo dell' Orto war, so wollte ich doch Marescalcos „Sebastian“ wieder sehen. Der Weg war etwas verwickelt, doch voll schöner Ausichten, sowohl auf den Fondamenten am Rio belli Tolentini als auf den Fondamenten, die eine Strecke weit am Canal grande fortlaufen. Ich kam nun an der Kirche S. Simeon Piccolo vorbei, die ich auch im Innern besah. Sie ist modern, aber eigentümlich und elegant. Der Campo dei Tedeschi, den ich passieren mußte, macht den Deutschen nicht viel Ehre, zumal wenn er, wie heute, voll zerrissener Wäsche hängt. Wie ganz anders hat der alte Maler Buonconsigli den Sebastian aufgefaßt, als Paolo Veronese. Bei jenem ist bloß irdischer Schmerz, ohne himmlische Beruhigung; aber dieser Schmerz ist so schön. Von S. Giacomo aus ließ ich mich an der Riva di Vasio über den Canal grande setzen, besuchte hier die Kirche S. Geremia, die aber weder von innen noch außen vollendet ist, wiewohl Gottesdienst darin gehalten wird. Sie ist modern und geschmackvoll. Ich ging nun über den Campo Geremia, wo ich den Palazzo Labia recht besehen konnte, und wollte von da nach Santa Lucia, einer Kirche Palladios, die so entlegen ist, daß ich noch nicht dazu kam, sie von innen zu sehen. Sie war aber schon verschlossen, und ich konnte niemand finden, der sie mir aufgemacht hätte, und werde nun morgen oder übermorgen dahin zurückkehren. Die schöne Brücke des Canareggio führt in die breiteste Straße Venedigs, wahrscheinlich ein überbauter Kanal. S. Lazzaro ist eine kleine niedliche Kirche, die nicht mehr gebraucht wird. Santa Maddalena ist sehr wunderlich als Rotunde gebaut, sie war schon verschlossen. Nun kam ich nach Santa Josea und von hier aus wußte ich mich mit Leichtigkeit nach den Fondamenta nuove zu finden. Der Himmel war ganz rein; aber die Tramontana hatte die Lagune in eine schäumende Bewegung gebracht und trieb sie von den Gebirgen her, die vollkommen klar beleuchtet waren. Bei S. Francesco della Vigna besah ich mir die Fassade Palladios noch einmal und traf dort einen jungen Italiener, den ich für einen Schottländer hielt, und dem ich den Weg nach dem Platz zeigte, wohin ich zurückkehrte, nachdem ich Venedig so ziemlich von einem Ende zum anderen durchlaufen hatte.

1. November 1824. Venedig.

Gestern morgens nahm ich eine Gondel und ließ mich durch den Canal grande fahren, an dessen Ende ich Palladios Kirche Santa Lucia

befuchte. Sie ist äußerst geschmackvoll; erhält aber durch die sonderbare Stellung des Hochaltars und den doppelten Haupteingang etwas so Eigentümliches, daß es schwer wird, sich einen richtigen Begriff davon zu verschaffen. Im Rückweg stieg ich an der Akademie aus, die ich nun noch, so oft es mir möglich ist, besuche.

Heute ist Allerheiligen; doch habe ich in den Kirchen außer Musik und Hochamt keine eigentümliche Feierlichkeit bemerkt. Ich war in S. Giulian, in S. Salvatore, in Santa Maria formosa, in S. Giovanni e Paolo und in der Marcuskirche.

Gestern gab man in San Benedetto den „Eßighändler“¹⁾ und den „Wasserträger“²⁾, Stücke, in denen De Marini und Vestri eines großen Beifalls gewiß sein konnten. Nur ist leider Sonntags das Theater immer unleidlich voll. Heute gibt man die „Silberne Hochzeit“³⁾ von Rozebue.

2. November 1824. Benedig.

Ich war heute morgens in S. Giovanni in Bragora, einer Kirche, in die ich lange nicht mehr gekommen bin. Früher habe ich einmal eine Leichenfeier darin angesehen, wobei mir auffiel, daß einige sich die Augen mit Weihwasser rieben, um verweint auszusehen. Ein sehr zarter Gebrauch scheint mir, daß ein Herr, der mit einer Dame kommt, die Hand in den Kessel tunkt, und dann der Dame das Weihwasser bloß durch Berührung der Fingerspitzen mitteilt. Etwas, was aber in den hiesigen Kirchen unangenehm auffällt, ist das Küssen der Reliquien, die gewöhnlich an einem Kästchen angebracht sind, auf dessen Rehrseite sich eine Spargasse befindet, so daß der Geistliche, durch Umkehren der Hand unmittelbar hintereinander küssen und bezahlen läßt.

Es ist hier wider die Sitte, daß die Frauen mit unbedecktem Kopf in die Kirchen gehen. Diejenigen, die keinen Hut haben, tragen einen schwarzen Schleier oder bei den niederen Ständen das sogenannte Fazzio, ein weißes Stück Leinwand, mit Spitzen oder Franzen besetzt, welches um die Mitte des Leibes befestigt und so kapuzenartig über den Kopf gezogen wird.

In einer Seitenkapelle von S. Giovanni e Paolo wohnten wir auch einmal einer sogenannten Disputa bei. Es ist eine Art von religiöser Unterhaltung und Katechisation der Mädchen. Vier alte, dicke

¹⁾ Schauspiel in 2 Akten von Mercier.

²⁾ „Les deux journées“ von Cherubini, die beliebte Oper vom Jahre 1800.

³⁾ Schauspiel in 5 Akten, Leipzig 1799.

Frauen mit Fächern in den Händen, ein unentbehrliches Möbel der Venetianerinnen, saßen unter einer Menge mehr oder minder erwachsener Mädchen, und befragten sie über Glaubenssachen.

Da ich einmal ins Kapitel der Volksgebräuche gekommen bin, so will ich noch eine andere Feierlichkeit erwähnen, die mehrere Wochen während meines hiesigen Aufenthalts gedauert hat. Es war das Theriakbereiten in einer Apotheke am Rialto, die ein besonderes, wahrscheinlich nur nach einer Reihe von Jahren auszuübendes Privilegium zu besitzen scheint, den Theriak zu bereiten. Die ganze Arbeit wird auf der Straße verrichtet, und teilt sich in mehrere Epochen. Zuerst standen dreißig bis vierzig Kerls in sonderbarer Kleidung in einem Zirkel und stießen unter fürchterlichem Geschrei in ihre Mörser. Sie trugen rote Mützen mit einer blauen Feder. Später ward ein Theater auf den untersten Stufen des Rialto errichtet.

Um aber wieder auf den Sanct Johannes in Bragora zu kommen, so befinden sich in dieser Kirche mehrere schöne Stücke der alten Maler Carpaccio, Cima und Vivarini, sodann ein paar gute Stücke vom alten Palma, endlich ein schönes Bild, das die Legende der heiligen Veronica vorstellt, von einem unbekannten Meister. Ich war außerdem noch in mehreren Kirchen. Heute, am Allerseelentage, war in der Marcuskirche die Kapelle des heiligen Zeno offen, dessen Grabmal ein schönes Werk der Kunst ist. Außerdem war ich im Palast Pisani und hatte das Vergnügen, den Paolo Veronese in einer ebenso schönen Beleuchtung zu sehen als das letzte Mal.

4. November 1824. Venedig.

Teils aus Vergessenheit, teils aus Abneigung gegen Longhenas Architektur habe ich seit länger als einem Monat die Kirche della Salute, so nahe sie auch dem Marcusplatz ist, nicht mehr besucht. Aber indem ich Longhena fliehen wollte, vergaß ich Tizian zu suchen, von dem sich in dieser Kirche und Sakristei fünf große Bilder befinden. Auch hat die Bauart dieser Kirche, wenn auch geschmacklos überhäuft, doch etwas sehr Großartiges, und sie wird doch immer den schönsten und größten Kirchen Venedigs beigezählt. An den Bildern von Luca Giordano, Liberi und Padovanino konnte ich mich nicht sonderlich erbauen. Am besten davon hat mir noch die „Venezia vor dem heiligen Antonius“ von Liberi gefallen. Salviati, der viel in diese Kirche geliefert hat, hält auch nicht recht stand; doch mögen die drei Deckengemälde im Chor zu seinen Meisterwerken gehören. In der Kirche selbst befindet sich von

Tizian die „Ausgießung des heiligen Geistes“, worüber ich mir noch kein Urteil zutraue. Es scheint mir nicht mehr die Kraft seiner früheren Bilder zu atmen; doch kann ich mich hierin irren, da ich aus Erfahrung weiß, wie viele Sachen von Tizian durchaus einer vielfachen und langen Anschauung bedürfen, um ihren außerordentlichen Wert zu fühlen. Genug, daß man jenes Gemälde niemanden anders zuschreiben wird als ihm. In der Sakristei sind drei (leider!) Deckengemälde von Tizian, die die ganze Kraft seines späteren Alters offenbaren. Ich glaube, daß sie eine große Anziehungskraft ausüben würden, wenn man sie bequemer beschauen könnte. Es ist „Kain und Abel“, „Abrahams Opfer“ und „Goliaths Enthauptung“. Sodann sieht man an einer Seitenwand ein Gemälde seiner jüngeren Jahre, welches den heiligen Marcus auf einem Throne vorstellt, vier andere Heilige um ihn her, worunter Sankt Rochus und Sankt Sebastian. Es ist unglaublich, wieviel Jugendfrische und Selbstgefühl bis zum Tode aus diesem Bilde anspricht. Diese Heiligen sind im eigentlichen Sinne des Worts wunderliche Heilige; aber alles ist höchst wahr und lebendig. In derselben Sakristei hängt eine „Hochzeit zu Cana“ von Tintoretto; das Bild hat sehr wahrscheinlich durch Feuchtigkeit gelitten, gewährt aber noch immer einen heiteren wohlgefälligen Anblick. Nicht weit davon ist ein Sebastian von Bassani, der in Erstaunen setzt. Denn wenn ich bei dem schönen Gemälde dieses Malers in der Akademie den Reichtum seiner Phantasie und sein unvergleichliches Kolorit bewunderte, so sind die Gestalten doch noch so trocken, daß man so schöne Formen wie dieser Sebastian nicht bei ihm suchen sollte. Welcher Maler der venetianischen Schule hätte den Sebastian nicht gemalt, und vielen hat er zur Entwicklung ihres ganzen Talents gedient. Tizian hat ihm seine letzten Stunden geweiht, Paolo Veronese ihn mit der höchsten Glorie der Poesie umgeben, Palma hat ihn seiner „heiligen Barbara“ an die Seite gestellt, Gian Bellin und die alten Maler kommen immer wieder auf ihn zurück. Vittoria hat ihn zweimal in Stein gehauen. Ist es der poetische Wert der Legende, die sie dazu vermochte, oder ist es vielmehr die Nacktheit der Gestalt, die in der christlichen Legende so selten ist? Sonach ist die bildende Kunst mit dem eigentlich sinnlichen Element verwandt.

Später war ich in der Akademie. Des Abends in der Dunkelheit ging ich noch nach den Fondamenta nuove. Ich fand den Weg ohne Anstoß; aber Venedig hat bei Nacht etwas Schauerliches. Die engen Gassen, die Kanäle, die Brücken, die Sottoportici und endlich die Lagune selbst, die so ruhig war, daß man versucht war, sie für festes Land

zu halten und darauf herumzugehen. In San Benedetto gab man „Mathilde“, ein Drama aus dem Französischen. Man muß gestehen, daß unter diesen Fabrikstücken die französischen immer noch die besten sind. Die deutschen sind so Charakterlos, daß sie in einer Uebersetzung unwiderstehlich einschläfern.

Ehe ich gestern in La Salute ging, trat ich zuerst in die nahegelegene Kirche S. Giorgio hinein, die jetzt, wie Santa Giustina und andere Kirchen Venedigs, eine Werkstatt ist. Der Chor von S. Giorgio, soviel sich noch davon sehen läßt, gehört unter das Allervorzüglichste, was die gotische Baukunst in Venedig geleistet hat. Heute war ich in S. Zaccaria, in San Fantino und in Santa Maria formosa.

Heute gab man in S. Benedetto „Da burla e da vero?“ aus dem Deutschen übersetzt, und eine kleine Farce. Diese italienischen Farcetten in einem Akt sind meist sehr unterhaltend und artig durchgeführt.

6. November 1824. Venedig.

Ob ich übermorgen oder einen Tag später abreisen werde, kann ich noch nicht bestimmen. Gestern sah ich Paolos Sebastian noch einmal, wahrscheinlich zum letztenmal. Sodann ging ich in die Akademie. Der Custode führte mich in die Scuola dell' Incisione und stellte mich dem Professor Cipriani, einem Schüler Morghens, vor, um Tizians Johannes Baptista zu sehen, den ersterer gestochen. Er entsprach aber meiner Erwartung nicht ganz, so wenig als ein anderer Kupferstich, den ich früher davon gesehen. Es ist schade, daß diese Sachen in die Welt kommen, um einen so unvollkommenen Begriff von jenem Meisterstück zu geben. Ich befand mich daher dem Professor Cipriani gegenüber in einiger Verlegenheit. Er zeigte mir auch seine übrigen Werke. Im Saal der Schule sieht man einige schöne Stiche von Morghen und anderen Meistern, unter anderen einen Tizian, wovon das Original in Brescia ist, gewiß eines der außerordentlichsten Werke dieses großen Malers¹⁾.

Ehe ich nach der Akademie ging, war ich in der Kirche S. Trovaso. Es ist ein Gian Bellin da, aber sehr verdorben und so hoch, daß er kaum zu sehen ist.

In S. Benedetto gab man gestern „Il duca d'Ossuna“ von Federici. Es war unter aller Kritik, und ich habe nun diesen Komödienschreiber für mein Leben kennen gelernt.

¹⁾ Das Hochaltarbild in S. Nazaro e Celso vermutlich, eine Himmelfahrt Christi darstellend.

Heute war ich zuerst in S. Giulian, um Campagnas „Christus“ noch einmal zu sehen, sodann im Salvatore, wo ich mich noch recht an Gian Bellins Christus in Emaus, an Vittorias Statuen, am Monument Priuli und an jenem der Königin von Cypern erfreute. Sodann ließ ich mich nach der Kirche La Salute übersetzen und gewann schon mehr Sinn als vor ein paar Tagen an Tizians „Ausgießung des heiligen Geistes“, nur leider zu spät. Ich fuhr von da nach der Giudecca hinüber, wandelte noch einmal in den Hallen des Redentore und betrachtete Gian Bellins lieblichste Schöpfung. Ich nahm eine Barke nach der Piazzetta zurück und ging zu Fuß nach S. Giovanni e Paolo: Tizian, Gian Bellin, Bergamascos Magdalena. Später ging ich in den Palazzo ducale, und zwar in die Bibliothek, wo ich die Antiken besah. Der Ganymed ist mir nie so schön vorgekommen als heute. Gestalt und Gesicht, beide sind über allen Ausdruck edel.

Ich kaufte heute den „Bertoldo“, ein sehr gelesenes Volksbuch, aber in venetianischen Oktaven bearbeitet. Ich habe nun eine hübsche venetianische Bibliothek beisammen. Hier will ich noch das schon erwähnte schöne Gedicht von Lamberti mitteilen, das in die ebenfalls erwähnte Sammlung nicht aufgenommen worden ist.

Primavera.

„Dopo che bulego
Sora sta tera,
Sento a deservirme
La Primavera
Deliziosissima
Del ano età.

Sento che predica
Tuti i poeti,
Che la xe un zuchero,
Che i xe confeti,
Che tuto è balsamo,
Tuto bontà.

L'aria xe tepida,
Seren el cielo,
Domina Venere
Dal viso belo,
Fiorisce i bocoli,
Se smalta i prà.

Se veste i albori
D'un verde novo,
Pur cussi amabile

Mai no la trovo,
Quando l'esumino,
Come la stà.

Ora xe tepido,
Ora xe fredo,
El ciel s'intorbida,
El lampo vedo,
L'acqua precipita
Senza pietà.

Sgionfi e terribili
Xe sempre i fumi
Le strade orribili,
El fango a grumi,
E rara e efimera
Seremità.

No sò negaroclo,
Si, la natura
Torna a esser rovene
Tuto e verdura,
L'aria se imbalsema,
Tuto è odorà.

Ma se voi goderme
Tuto sto belo
Gò da discorerla
Col vento e 'l cielo,
Che mai xe stabile,
Mai xe fissà.

O quanto é simile
Per nostro dano
O sta bellissima
Stagion d'el ano
Quel che dai omeni
Xe amor chiamà!

Senti a descriverlo,
L'è un paradiso,
Se vedè a nascerlo
Sa un bel viso,
Par che là germini
Felicità.

Ma se ve capita
De andarghe drento,
Trovè dei torbidi,
No sè contento,
E gode l'anema
Sempre a metà.

Ah, se de imagini
Mà che durasse,
Un mondo i omeni
Se fabricasse
Con quei fantasimi
Che in testa i gà.

Oh! Che beatissimo
Mondo el saria!
Ma, oh Dio, le imagini
Ne scampa via
E trista domina
La verità.

7. November 1824. Venedig.

Ich hatte eine große Sehnsucht, die Tolentini, jenes schöne Bauwerk Scamozzi's, noch einmal zu sehen, und besuchte sie heute morgen. Da ich an S. Pantaleone vorbeiging, so ging ich hinein und erfreute mich noch einmal an den beiden Paolos, besonders an dem einen, wo S. Pantaleon die Armen und Kranken bewirbt. In den Tolentini suchte ich mir die Eigentümlichkeit der Architektur noch einmal einzuprägen. Schade, daß die Ausführung hinter der Idee des Künstlers zurückgeblieben. Es scheint schlecht und flüchtig gebaut, und überall zeigen sich Spalten und Risse. Ich war zu nah an S. Bastian, um nicht jenem schönen Bildersaal Paolo Veroneses ein letztes Lebewohl zu sagen; denn übermorgen verlasse ich das schöne Venedig. Ich war auch in der Akademie und werde morgen, wenn ich Zeit finde, noch einmal hingehen. Vor Tisch war ich in der Markuskirche und nach Tisch in den Giardini. Ich kaufte im Heimweg auf der Riva de' Schiavoni die äsopischen Fabeln im venetianischen Dialekt von Bada.

8. November 1824. Venedig.

Heute morgen waren es zwei Monate, seit ich hier in Venedig ankam, und morgen reise ich ab. Die Gondel ist bestellt bis Fusina, eine Kutsche gemietet, die mich in Fusina erwartet und die ich bis Trient genommen habe.

Dieser letzte Tag, der mir in Venedig zuzubringen vergönnt ist, war ein warmer, ganz heiterer Herbsttag. Einen Teil des Vormittags brachte ich mit Geschäften zu und holte meinen Paß auf der Polizei. Sodann kaufte ich einige Bücher, ein Lexikon des venetianischen Dialekts, das mir sehr dienlich sein wird, einen „Schieson“ von 1800, einen venetianischen Staatskalender von 1762, worin die Familien der Nobili aufgezeichnet sind, und ein Gedicht in Oktaven von Boccarini, das von der Erbauung Venedigs handelt.

Sodann ging ich nach S. Maria formosa, um die heilige Barbara noch einmal zu sehen, von da nach S. Giovanni e Paolo, und nicht ohne einen gewissen Schauer betrat ich diesen reichsten, von mir so oft besuchten Tempel Venedigs zum letztenmal. Vor der herrlichen Fassade der Scuola di S. Marco, vor jener der Kirche de' Miracoli verweilte ich noch einmal mit Bewunderung. Mein Rückweg führte mich bei S. Giulian vorüber, und so sah ich Campagnas „Christus“ noch einmal. Auch in S. Salvatore ging ich noch einmal auf und nieder mit wahren Genuß. Auf die Piazzetta zurückkehrend, nahm ich eine Gondel nach der Akademie, um von Tizians „Himmelfahrt“, von Tizians „Johannes“ Abschied zu nehmen. In einem Nebenzimmer war ein schönes, restauriertes Gemälde von Sante Croce aufgestellt, das wieder in die Kirche S. Silvestro zurückkommt.

Vor Tische war ich noch in der Marcuskirche und im Hof des Palazzo ducale, dessen schöne Fassaden, dessen zierliche Arabesken an der Riesentreppe mich noch einmal erfreuten. Sodann war ich oben in der Sala delle quattro porte und verweilte noch lange vor dem Bild von Tizian, das unter dem Namen „La fede del Doge Grimani“ bekannt ist.

Nach Tische war ich noch einmal auf dem Rialto, und dann erstieg ich den Marcusturm, um Venedig und den Untergang der Sonne zu sehen. Diesen Abend will ich noch, wie gewöhnlich, nach S. Venetto gehen.

13. November 1824. Trient.

Am Neunten, morgens sechs Uhr, verließ ich Venedig. Die Gondolieri weckten mich, ich ging bis in den Fondo der Calla larga, fuhr durch den Rio di palazzo unter der Seufzerbrücke vorbei in die Lagune, sah noch einmal die Piazzetta und den Palazzo ducale, die Kirchen Palladios auf der Giudecca und hinaus ins Weite. Die Lagune war voll, da die Flut eben eintrat. Um sieben war ich in Fusina. Trauriger Anblick! Ein Dorf im Sumpf, und die prosaische Landstraße, die ich

glücklicherweise lange nicht mehr gesehen hatte. Der Scirocco hatte den Himmel mit Wolken überzogen, es fröstelte, es war ein unbehaglicher Zustand, und das Heimweh nach Venedig in aller seiner Gewalt. Man sieht viele Gärten und Landhäuser bis Padua, aber das Laub war meist schon verweltet oder abgefallen. Padua war mir höchst unerfreulich. Die finstern, öden Gassen, da alles unter den Lauben der Häuser geht, das Gerassel der Wagen, denen man beständig ausweichen muß, der Schmutz auf den Straßen, das schlechte spitze Pflaster, die pfützenartigen Gräben zu beiden Seiten, lauter Dinge, an die man zwar lange gewöhnt ist, die man aber in Venedig entbehrt. Ich ließ mich nach den Sehenswürdigkeiten umherführen. Zuerst nach der Kirche des heiligen Antonius, in einem beinahe gotischen Stil mit einer schönen, eigentümlichen Fassade. Sowohl diese Kirche als die der heiligen Giustina sind von ungeheurem Umfange. Der Baumeister von Sankt Antonius ist Niccolò Pisano. Das Schönste in dieser reichen Kirche sind einige Freskogemälde von Giotto, von großer Lebendigkeit und Zartheit, und eine Reihe Basreliefs um das Grab des Heiligen herum von Sansovino, Campagna und anderen trefflichen Meistern. Wenige Dinge in Italien haben mir einen größeren, doch auch flüchtigeren Genuß gewährt als diese Basreliefs, da meine Zeit so sehr gemessen war. In der Justinenkirche zeigt man mehrere Paoli Veronese; aber sie sind entweder retouchiert oder von der Feuchtigkeit verdorben, oder der Tag war zu trüb oder meine Stimmung nicht glücklich genug, sie gewährten mir wenig Vergnügen. Vor jener Kirche ist der berühmte Prà della valle, ein großer runder Platz, mit Bäumen besetzt, von einem mit frischem Wasser gefüllten Graben umzingelt, durch vier elegante Brücken zugänglich. Sowohl der innere als äußere Rand des Grabens ist mit Statuen von Gelehrten und Dichtern besetzt, im Innern scheinen bloß Paduaner aufgenommen zu sein, unter denen man auch den Livius bemerkt. Als Kunstwerke haben sie wenig Wert. Man führt einen noch in den sogenannten Salone auf dem alten Rathause, ein Saal von der Größe einer großen Reitschule, mit retouchierten Bildern von Giotto geziert. Das Universitätsgebäude von Sansovin ist ein Meisterstück. Man glaubt wieder in Venedig zu sein, wenn man in diesen herrlichen Hofraum tritt. Die Paduaner zeigen sich gleich beim ersten Eintritt weit unfreundlicher als die höflichen Venetianer. Ich traf ein paar Deutsche, die ich schon in Venedig getroffen hatte. Der eine ist ein Württemberger Student, Namens Dreifuß, mit dem ich noch gegenwärtig reise, der andere hieß Herr von Kleist und kehrte denselben Abend wieder nach Venedig zurück. Wir gingen zusammen in ein Kaffee-

haus, wo ich mit ihm, nach langer Zeit, wieder eine Partie Billard spielte. Wir anderen beiden gingen sodann ins Theater. Es ist groß und schön gebaut und gegenwärtig durch eine Oper besetzt. Man gab „Die diebische Elster“ von Rossini¹⁾. Das Stück ist der Gipfel der Abgeschmacktheit, der jemals auf das Theater gebracht worden, und erinnert an Houwald und Müllner. Die letzte Komödie, die ich den letzten Abend in Venedig hörte, war „L'ajo nell' imbarazzo“, eine artige Farce, in der Bestri unübertrefflich spielte.

Den folgenden Morgen fuhren wir nach Vicenza. Da der Himmel wieder heiter war, so war es so warm als bei uns im Hochsommer. Der Weg ist wie überall in Italien, nur daß hier noch schöne Bergansichten hinzukommen. Vicenza ist freundlich, von Palladio vielfach verschönt. Ich konnte mich kaum drei Stunden aufhalten, wo ich gern acht Tage verweilt hätte. Vielleicht wird mir einmal dies Glück in einer schönen Jahreszeit zu teil. Hier zwar ist es noch anmutig, aber man sagt, daß in München schon Schnee liegt, und wir werden noch viel auf dieser Reise zu leiden haben. Ich sah in Vicenza einige Paläste Palladios, ich sah sein teatro olimpico, das in der That einen entschiedenen Begriff von der Einrichtung der Theater der Alten gibt. Die hölzernen, perspektivischen, stehenden Dekorationen geben ein Gefühl von Einfachheit, das unser kompliziertes Maschinenwesen nicht gewähren kann. Auch das schöne Rathaus ist von Palladio. Es enthält mehrere Gemälde alter vicentinischer Meister, vor allem aber eine „Anbetung der heiligen drei Könige“ von Fugolino. Ich stand bisher noch halb und halb im Wahn, als ob wenigstens in jener alten, einfaltvollen, reich komponierenden Manier unsere deutschen Maler sich mit den italienischen derselben Epoche messen könnten; aber Fugolino hat auch diese letzte patriotische Hoffnung zerstört. Ohne alles Hölzerne, ohne alle Verzerrung zeigt sich hier das schönste, frischeste Kolorit mit dem höchsten Reichtum einer bis ins Einzelne ausgeführten Zusammenstellung in einer Darstellung der leblosen Natur, von einer Wahrheit und Lebensfrische, wie sie vielleicht nie einem Maler besser gelungen ist. Nachher sah ich denselben Gegenstand von Paolo Veronese in der Kirche di Santa Corona, eines von seinen besten Bildern.

Um ein Uhr in der Nacht kamen wir in Verona an und stiegen im Gasthof „Della Torre“ ab. Wir blieben den folgenden Tag, leider nur den folgenden Tag; denn nach dem Wenigen zu urteilen, was ich

¹⁾ Vom Jahre 1817.

in so kurzer Zeit in dieser Stadt gesehen habe, könnte ich einen Monat da verweilen, um diese herrliche Natur zu genießen, um diese göttlichen Kunstwerke tief in meine Seele zu prägen.

Des Morgens gingen wir zuerst durch die antike Porta de' Vorfari nach dem Plaze des Amphitheaters. Die unteren Bögen sind mit Gittern versehen und größtenteils zu Butiken für Handwerker benützt. Das Aeußere macht weniger Eindruck als das Innere, das sich so ganz erhalten zeigt. Die Einfachheit und Symmetrie des ganzen Baues und die schöne eirunde Form fesseln das Auge, ohne daß es sich dessen bewußt wird, und die Bewunderung wächst, wenn man auf die obersten Stufen steigt und Verona überfieht, das sich vor dieser kunstvoll geordneten Steinmasse zu bücken scheint.

Der Dom ist ein schönes Gebäude. Canova, der nicht in Deutschland war, hielt es für die schönste aller gotischen Kirchen. Die Fassade ist sehr eigentümlich, merkwürdig das Grabmal der heiligen Agatha, zwei alte Bilder von Liberale und Dolfin äußerst lieblich. Beim Eintritte über einem Altar zur Linken findet sich eine „Himmelfahrt Mariä“ von Tizian, also derselbe Gegenstand seines großen Gemäldes. Hier ist alles milder und irdischer. Die Jünger sehen zum Teil in das offene Grab, die schöne Madonna schaut mit betenden Händen nach unten. Es scheint in derselben Zeit entstanden, in welcher er die „Ausgießung des heiligen Geistes“ malte; aber die Vorzüglichkeit dieses Bildes fällt mehr auf den ersten Blick ins Auge.

Wir sahen hierauf die Sammlungen des Grafen Gazzola, die aus Conchylien, Mineralien und sehr merkwürdigen Petrefakten vom Monte Bolca besteht. Sodann gingen wir über die Etschbrücke nach der Kirche S. Giorgio, auf die ich zurückkommen werde. Das Rathaus ist eines der schönsten Werke Sansovinós. Wir besuchten auch den Giardino Giusti, auf dessen Terrassen man die herrlichste Aussicht über das schöne Verona genießt. Er ist auch berühmt durch seine Cypressen, die er in großer Menge enthält. Er besteht auch sonst meist aus Buchs- und dauernden Baumarten. Des Abends waren wir in der Oper „Elisa e Claudio“¹⁾. Es wurde auch ein artiges Ballett zwischen den beiden Akten gegeben. Das Theater ist sehr elegant und vielleicht musterhaft für diese Gattung von Bauwerken.

14. November 1824. Bozen.

Das italienische Tirol gehört vielleicht zu den anmutigsten Ländern der Welt. Hier befindet man sich schon auf der Grenzscheide, und die

¹⁾ Von Mercadante, Milan. 1822.

nordischen schneebedeckten Berge schauen herüber. Die deutsche Sprache herrscht wieder seit Salurn, man findet Defen und gedielte Stuben. Wir wohnen hier in der „Krone“ vortrefflich. Das Klima ist noch warm. Belaubte, wenn auch gelbe Buchenwälder bedecken die Berge. Doch sieht man zwischen Neumarkt und hier das erste Nadelholz. Unweit Bogen beginnt das Porphyrgebirge mit seiner eigentümlichen Formation. Roveredo und Trient sind wahre Paradiese. Italienischer Himmel, italienische Fruchtbarkeit, um und um die schönsten Gebirgsformen und der schönste Menschenschlag. In Trient besuchten wir den Dom. Säulen und Gewölbe sind im reinsten gotischen Stil, aber die Gemälde blieben in Italien. Es wäre besser, keine Bilder in den Kirchen zu finden, als so viele Puschereien. Die Bilderstürmerei gehört in Deutschland nicht unter die Verbrechen.

Auch der hiesige Dom ist in einem edlen gotischen Stil erbaut und der Turm sehr zierlich und kunstvoll. Ich kehre nun zu S. Giorgio in Verona zurück, um wenigstens einige Worte über diesen reichen und wundervollen Tempel der Kunst zu sagen. Sansovinos Architektur ist schön und einfach, und ihrer würdig die Kuppel von Sammichele. Von den Gemälden nenne ich nur die vorzüglichsten, wiewohl das Auge im ganzen durch nichts Mittelmäßiges beleidigt wird, und man nur selten eine Kirche finden wird, die eine so gediegene Bildersammlung enthält. Von den alten Malern lernte ich wieder einige kennen, und konnte mich nicht genug über den Reichtum der alten venetianischen Schule verwundern. Mehrere Brusasorci und Caroto sind sehr anmutig, besonders ein „Sebastian“ des letzteren unbeschreiblich schön. Ein anderer herrlicher Maler ist a Libris. Man sieht ein Gemälde von ihm, das die Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem Throne vorstellt, hinter ihr der Baum des Paradieses, zu beiden Seiten Lorenzo Giustinian, erster Patriarch von Venedig, und der heilige Zeno, Schutzheiliger Veronas. So ist auch eine „heilige Cäcilie“ von Moreto sehr interessant. Auch ein schöner Tintoretto befindet sich in dieser Kirche. Ein ganzer Himmel aber entfaltet sich, wenn der Vorhang des Hochaltars aufgezogen wird. Ein Paolo Veronese, so frisch, als ob er gestern gemalt wäre; an Charakter, Komposition, Kolorit, wenn auch nicht das Schönste, was ich von ihm gesehen, doch auf alle Weise sowohl dem Alexander als dem Sebastian an die Seite zu stellen. Der Gegenstand ist das Märtyrertum des heiligen Georg. Er kniet, die Hensersknechte um ihn herum, wovon einer ein Schwert hält. Oben in lichten Wolken erscheint die Madonna mit dem Kinde zwischen musizierenden Engeln. Zu ihren Füßen, schön gruppiert, sind drei herrliche Frauen, Glaube, Liebe und Hoffnung. Das ganze Bild leuchtet vom

Nadel der Gestalten, vom Glanz der Farben. Nur Titian hat mich so bezaubert.

17. November 1824. Innsbruck.

Gestern abend kam ich hier an und sah Innsbruck nach sieben Jahren wieder. Einige Kindererinnerungen hatten sich erhalten und erneuten sich heute auf eine angenehme Weise; denn der Tag war, wie wohl kalt, sehr heiter, die schönformigen, mit frischem Schnee bedeckten Kalkgebirge nahmen sich herrlich aus, und die helle Sonne spielte auf dem goldenen Dache Friedrichs mit der leeren Tasche, dessen Statue ich in der Dreifaltigkeitskirche bewunderte. Die zweitägige Reise von Bozen hierher hatte, außer der merkwürdigen Glimmerschieferformation auf dem nördlichen Abhange des Brenners, wenig Interessantes. Brixen und seine Umgebungen sind ziemlich reizlos. Wir übernachteten den ersten Tag in Mauis und hatten bis dahin eigentlich noch keinen Winter gesehen. Aber den folgenden Morgen bei Sterzing am Fuß des Brenners fanden wir Schnee. Diesen Berg am 16. November zu passieren, ist keine ganz anmutige Fahrt. Wind, schlechtes Wetter und Schneegestöber waren vorauszu sehen. Die Nacht vorher sah ich den Abendstern so einsam und traurig über jenen entlaubten, beschneiten Bergen aufgehen und dachte an Venedig, wo er der Geselligkeit und der Freude leuchtet.

Ich hatte hier mehreres zu besorgen, mir Winterkleider und anderes Nötige anzuschaffen. Ich schrieb meine Sonette für Frau von Schelling ab und las in Dantes „Purgatorium“; denn ich habe mir in Trient eine niedliche florentinische Ausgabe der „divina comedia“ gekauft.

Die hiesige Franziskanerkirche besah ich mit großem Interesse. Sie enthält jene bekannten achtundzwanzig Statuen in Erz gegossen, von herrlicher Arbeit. Es ist einiges Fabelhafte darunter, wie zum Beispiel König Arthur und Theoderich. Chlodwig von Frankreich und Gottfried von Bouillon sind vielleicht noch treuere Abbildungen. Ungemein interessant sind Rudolf von Habsburg und sein Sohn König Albrecht; Ferdinand der Katholische, seine Tochter und sein Schwiegersohn; Philipp der Gute und sein Sohn Karl der Kühne; dessen Tochter Maria von Burgund, Kaiser Maximilians zweite Gemahlin Blanka; Leopold von Oesterreich, der bei Sempach blieb; Kaiser Friedrich der Dritte. Etwas Reicherer und Zierlicherer als diese Harnische, als diese Frauengewänder ist nie in Erz gegossen worden. Diejenige Physiognomie, die mich am meisten anzog, war die Prinzessin Margarete, dem Dauphin verlobt, aber von Karl dem Achten dem Kaiser wieder zurückgeschickt. Ihr ganzes Schicksal liegt auf ihrem Gesicht.

Das Grabmal Maximilians in der Mitte der Kirche mit seinen Marmorreliefs von Alexander Colinus aus Mecheln gehört gewiß zu dem Allerschönsten, was die neuere Zeit in dieser Art hervorbrachte. Man glaubt wieder in Italien zu sein, und auch dort wird man schwer seinesgleichen finden. Wie unendlich fern aber stehen die gegenwärtigen Innsbrucker von jener Zeit der Kunst! Die Franziskanerkirche selbst ist auf das grausamste verhungt und modernisiert, und wunderbar nehmen sich jene hehren Bilder von Erz zwischen gelbangestrichenen Wänden aus. In der silbernen Kapelle ist Philippine Welserin mit ihrem Gemahl begraben, ebenfalls schöne Arbeiten.

21. November 1824. München.

Ich kam vorgestern abend um fünf Uhr hier an, nachdem ich beinahe sieben Jahre von hier abwesend gewesen war. Deshalb war auch der Eindruck, den eine Stadt, in der ich so viel gelebt, auf mich machte, so eigen, daß ich noch keine Rechenschaft darüber zu geben wußte. Dazu finde ich mich hier so sehr überhäuft, daß ich meine ältesten Bekannten noch nicht einmal gesehen, ja weder die Galerie noch auch die Bibliothek bisher besucht habe. Am Abend meiner Ankunft ging ich sogleich ins Hoftheater, wo eine italienische Oper gegeben wurde. Das Orchester ist so, wie man es in Italien nicht zu hören bekommt. Ich sah viele bekannte Gesichter, aber keinen näheren Bekannten, außer Kerstorff, der unterdessen in Erlangen das concilium abeundi bekommen hat. Ich ging mit ihm noch zu Scheidel, wo ich einen jungen dänischen Architekten, Namens Holm, kennen lernte. Ich sah auch dort meinen Reisegefährten Dreifuß noch einmal, der wieder nach Tübingen geht. Er war ein guter, nicht ungefälliger Mensch; aber es ist immer hart, mit jemandem beständig beisammen zu sein, mit dem man sich nicht auf gleicher Stufe der Bildung befindet. Der Weg von Innsbruck hierher, selbst der Walchensee, sprach mich wenig an, was zum Teil dem Novemberwetter zuzuschreiben ist. Wir übernachteten in Benediktbeuren und fuhren dann am nächsten Tag über Wolfrathshausen hierher.

Ich fand München sehr verändert; doch können alle diese neuen Bauten nicht die geschmacklose Bauart verdecken, die den eigentlichen Kern der Stadt und die Kirchen bezeichnet. Dasselbe Gefühl hat man im Hoftheater, wo mir jedoch eine Menge Erinnerungen aufwachten, die mir teuer waren.

Gestern morgens ging ich in die Galerie¹⁾ des verstorbenen Bizekönigs

¹⁾ Die Gemäldesammlung jetzt in Petersburg (Leuchtenberg-Galerie).

Prinz Eugen, da es gerade der dazu bestimmte Tag war. Ich hatte eine große Sehnsucht, venetianische Meister wiederzusehen; aber ich ward im ganzen nicht befriedigt. Es sind ohne Zweifel schöne Bilder da; aber es findet sich derselbe Mischmasch, wie in anderen Galerien, wo man alle Schulen beisammen findet, und das ermüdet und verstimmt. Es ist ein Bild von dal Piombo da, das mir merkwürdig war. Sonst blieben die Bellins, die Tiziane und Paolos zu sehr hinter dem, was ich in Italien gesehen hatte. Nur zwei Giorgione, eine Madonna unter einem Lorbeerbaum und eine Herodias mit dem Haupt des Täufers sah ich, die mich äußerst anzogen. Denn ich habe in Venedig von diesem frühverstorbenen Meister fast nur Porträts gesehen, und durchaus kein Bild von so hohem Wert wie jene beiden. Man sieht in demselben Saal Canovas Magdalene, seine Grazien und ein paar andere Sachen. Aber dieser weibische Geist zieht mich zu wenig an. Ich war beim Oberstlieutenant Fürstenwerther, der meine hiergelassenen Bücher und Habseligkeiten in Verwahrung hatte. Er lud mich zum Essen ein, und später fing ich an, meine Sachen zu ordnen, das Unbrauchbare abzusondern und das übrige zum Mitnehmen bereit zu halten. Dies Geschäft nahm mir auch heute einen großen Teil des Vormittags weg. Ich war bei Madame Schwarz und Madame Mailer, ihrer Mutter, meinen ehemaligen Hausfrauen, wo ich heute zu Tische geladen war. Sie erinnerten mich an manche lustige Scene früherer Jahre, glücklicher Jahre der Unbefangenheit, wo ich noch gänzlich unbekannt mit mir selbst und namenlos ein zufriedenes und emsiges Dasein lebte.

Ich war bei Frau von Kleinschrod, die mich freundlich aufnahm und deren Kinder ich noch nicht gesehen hatte. Sie lud mich für diesen Abend ein. Sodann bei Kerstorf stellte mich dieser seiner Mutter und seinen Schwestern vor, wovon die eine sehr artig und hübsch ist. Ich war später mit ihm im Isarthortheater. Man gab ein Ritterstück, „Palmaria“, aus dem Französischen. Es taugte wenig, und die Schauspieler sind unter aller Kritik.

Heute morgens besuchte ich, vermittelt einer Einlaßkarte, das wieder neu aufgebaute große Theater, das sich seiner Vollendung nähert. Es ist großartig und imponierend, doch in dem jetzigen Zustande der Halbheit hat es wenig Reiz für mich. Am besten hat mir das Belvedere auf dem hohen kupfernen Dache gefallen. Auf der großen, schönen Bühne stehend, konnte ich nicht umhin, an mich selbst zu denken; aber ich zweifelte, ob je diese Räume von meinen Versen wiederhallen werden.

23. November 1824. München.

Vorgestern suchte ich auch Rylander auf, fand aber nur seine Frau, eine Tochter des Obersten Tausch, meines Chefs im Kadettencorps. Sie ist nicht schön, hat jedoch etwas Natürliches und Angenehmes. Später suchte ich Frau Stung auf und wurde von ihr und ihrem Manne, dem Kapellmeister, äußerst freundlich empfangen. Er hat in seinem Wesen etwas Schlichtes und Unbefangenes, was ihn sehr liebenswürdig macht. Auch die Kinder, besonders das jüngste, sind sehr anmutig. Dieses liebe Ehepaar thut alles, um mir Vergnügen zu machen, ich möchte fast sagen, alles, was sie mir an den Augen absehen können. Ich war jenen Abend bei Kleinschrod gebeten und fand dort unter anderen einen sehr vertrauten Freund Engelhardts, Kölle, der hier eine Anstellung sucht, und der in diesem Augenblicke mein Zimmernachbar ist. Denn ich bin aus der Vorstadt, wo ich meines Infognitos wegen wohnte, aber aller Bequemlichkeit entbehrte, in die Stadt und zwar ins „Goldene Kreuz“ gezogen. Bei Kleinschrod war noch ein berühmter Klavierspieler, Herr Schmidt, der mir sehr freundlich entgegenkam und von meinen Arbeiten sprach. Alle diese Musiker wünschten, daß ich eine Oper schriebe; ich lasse mich aber aus vielen Gründen nicht darauf ein. Wenn ich je dazu Lust hätte, so würde Stung der erste sein, dem ich es anbieten möchte.

Gestern morgens traf ich Rylander zu Hause. Wir liebten uns einst; aber gegenwärtig mögen unsere Bahnen sehr auseinander laufen. Doch ist er von der Kunst vielleicht nicht so sehr entfernt, als manche andere alte Bekannte, die ich hier gefunden; doch zweifle ich, ob er den eigentlichen, unmittelbaren Sinn dafür besitzt. Er zeigte mir Auszüge, die er aus den Grammatiken aller europäischen Sprachen gemacht hat und die von großer Ausdauer zeugen. Allein er hat meistens nichts in allen diesen Sprachen gelesen, wiewohl immer ein solches Studium, da es nicht einmal zu seinen Berufsgeschäften gehört, sehr schätzbar ist¹⁾.

Von dort aus ging ich einen Antiquar aufzusuchen, um die Bücher, die ich hier hatte und nicht mehr brauchen kann, zu verhandeln. Ich erhielt freilich für eine große Menge, zum Teil sehr schöner Werke nur

¹⁾ Rylander gab nachmals eine Reihe sprachwissenschaftlicher Studien heraus. „Ueber die Sprache der Albanesen“ (Frankfurt 1834). „Das Sprachgeschlecht der Titanen“ (Frankfurt 1837). „Zur Sprach- und Geschichtsforschung der neuesten Zeit“ (Frankfurt 1838).

zehn Kronenthaler. In der Bibliothek machte ich die persönliche Bekanntschaft des Direktors von Scherer¹⁾, sowie auch des Herrn Docen²⁾, der mir sagte, daß er in einem weimarischen Journal etwas über meinen „Gläsernen Pantoffel“ gelesen habe³⁾. Ich ließ mir zur Durchsicht ein paar Handschriften der Nibelungen, den Bostan von Sadi und zwei Divane von Kemali geben, die aber beide nicht vollständig sind.

In einer Trattoria, wo ich zu Mittag aß, traf ich Anselm Feuerbach⁴⁾, der mir wenig Erfreuliches über das Schicksal seines gefangenen Bruders mitteilen konnte, an dessen Schicksal ich den größten Anteil nehme. Anselm, der sich vorzüglich mit Archäologie beschäftigt, und eine Anstellung am Nürnberger Gymnasium zu erhalten hofft, führte mich nach der Glyptothek, die aber verschlossen war, so daß ich vorerst nur ihr allerdings sehr geschmackvolles Aeußere besehen konnte. Feuerbach wünscht sehr mein neuestes Drama mit anhören zu können, wenn ich hier eine Vorlesung desselben veranstalten sollte.

Des Abends war abonniertes Konzert, das mit einer schönen Symphonie von Beethoven begann. Ich war in die Stunjsche Loge gebeten. Vorher war ich bei Kleinschrod's, fand aber nur die Frau allein; ihr Mann hatte sich eingeschlossen, da er den Tod seines Vaters eben erfahren hatte. Ich habe diesen Alten gekannt und in Würzburg Institutionen bei ihm gehört⁵⁾.

Heute morgens begleitete mich Kölle zuerst bei meinen Auszugsgeschäften, und dann gingen wir zusammen in die Galerie⁶⁾. Meine Erwartungen waren gespannt; aber diese berühmte Galerie machte heute so wenig Eindruck auf mich, als sie schon als Kind auf mich gemacht hat. Dieses Untereinander ist unerträglich. Man hat von allem etwas, aber auch kaum ein einziges wahrhaft in hohem Grade ausgezeichnetes Gemälde und durchaus keine großen Kirchenbilder. Eine heilige Familie

¹⁾ Vgl. S. 460.

²⁾ S. Band I, S. 653, Anmerkung ⁴⁾.

³⁾ „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode“, 1824, Literarisches Beiblatt Nr. 10, S. 77.

⁴⁾ Vgl. S. 616. Anselm Feuerbach (1798—1851). Der später berühmte Archäologe hatte damals in München sein philologisches Staatsexamen abgelegt und wurde im neuen Jahre Gymnasiallehrer, nicht in Nürnberg, sondern in Speier. Sein Bruder Karl wurde in der Kerkerhaft gemütskrank, machte bald darauf zwei Selbstmordversuche und endete, nachdem eine Wiederanstellung mißlungen, als menschenfeindlicher Einsiedler 1834.

⁵⁾ Vgl. S. 130, Anmerkung ²⁾.

⁶⁾ d. h. in die königliche Gemäldegalerie in der Residenz.

aus Raffaels frühester Zeit¹⁾ schien mir noch das Schönste. Zwei van Eycks muß man mit Liebe betrachten. Aber im ganzen verwünschte ich diesen Rubens mit allen seinen Schlachten und Jagden, und überhaupt allen diesen Mischmasch, der den ungeheuren Begriff, den ich in Italien von der Malerei mitbrachte, wieder so herabstimmte.

Ich war bei Stung, die mir ein Billet ins Theater gaben, traf Feuerbach bei Tische und machte auch später einen Spaziergang mit ihm. Nach und nach recitierte ich ihm alle meine Sonette aus Venedig, die er mit Begeisterung aufnahm. Im Hoftheater waren ein paar kleine Stücke, wovon das eine eine Bearbeitung des „Ajo nell'imbarazzo“²⁾ war, des letzten Stücks, das ich in Venedig gesehen habe. Vespermann³⁾, wiewohl ein sehr guter Schauspieler, verlor gegen den unvergleichlichen Vestri. Ich traf im Theater Nathan Schlichtegroll, mit dem ich den Abend über zusammenblieb. Er ist bei der Polizei angestellt, sitzt von früh bis nachts in seinem Bureau, und ist sonach freilich von allem Umgang mit den Mäßen, welcher Art sie auch wären, geschieden. Er wird, wie man's nennt, eine gute Carriere machen, und hat schon jetzt, wie es scheint, viele Protektionen [201].

1. Dezember 1824. München.

Ich habe lange nichts mehr geschrieben, und es wäre auch schwer, ein Bild meines hiesigen Treibens zu geben. Ich bin auf das vielfachste herumgezogen worden, und habe hier eigentlich wenige ruhige und angenehme Augenblicke gehabt. Morgen wollte ich abreißen, nun bin ich abermals abgehalten worden. Erst diesen Abend sah ich mehrere meiner ältesten Bekannten, wie Schnizlein, Spreß, Schieber. Andere traf ich zum Teil früher; aber ich konnte mit wenigen in das alte Verhältnis kommen. Man hat mich vergessen, so wie ich selbst vergessen hatte. Lebensansichten und Bildung zeigten sich auf den ersten Blick zu verschieden. Ich habe mich hier daher mehr an meine neuen Freunde gehalten, und bin meist mit Rölle und Feuerbach umgegangen. Bei Stung und Kleinschrod hingegen habe ich recht angenehme Stunden hingebracht. Gestern war eine größere Gesellschaft bei Stung, wo ich auch seine Schwester Elefrine wieder sah, die bekannte geistreiche Malerin, die nun auch an einen alten Bekannten von mir, den Herrn von Freyberg, verheiratet ist⁴⁾.

¹⁾ Die „h. Familie aus dem Hause Canigiani“.

²⁾ Vgl. S. 727. „Der Hofmeister in Verlegenheit“.

³⁾ Siehe Band I, S. 511.

⁴⁾ Vgl. S. 11.

Wie wenig mich die Gemäldegalerie befriedigte, habe ich schon erwähnt. In der Bibliothek war ich nicht glücklicher. Ich fing zwar an, etwas Orientalisches abzuschreiben, und sah auch sonst manches durch, wie zum Beispiel was vom spanischen Theater da ist; doch die Kürze meiner Zeit, Besuche und Geschäfte paralyßirten mich. Nun freute ich mich, das Kupferstichkabinett zu besuchen; aber auch hierin ward ich betrogen. Außer Müllers Madonna di San Sisto und ein anderes Bild von Raffael, das die Vermählung Mariä darstellt und von Longhi gestochen ist, befriedigte mich nichts, und ich schauderte, meine herrlichen Tiziane, nach denen ich fragte, in abscheulichen Zerrbildern wiederzusehen, in denen fast alles, besonders aber die Gesichter verfehlt waren. Die Shakespearegalerie, die mir sonst gefallen hatte, schien mir unter aller Kritik, und wir konnten, denn auch Kölle war dabei, kaum das erste Heft durchsehen. Das Musée Napoléon gefiel mir auch bei weitem nicht wie ehemals¹⁾.

Bei Tiersch war ich zweimal, einmal war ich mit einer größeren Gesellschaft eingeladen, wo Feuerbach und ein gewisser Stahl, den ich von Erlangen aus kenne, musizierten. Das zweite Mal verlangte man meine venetianischen Sonette zu hören, die günstig aufgenommen wurden. Tiersch las sodann mehreres, was sich auf Venedig bezog, aus dem Manuscript seiner italienischen Reise vor. Es waren meist personelle Verhältnisse, die mich sehr interessierten, weil ich darin die Venetianer an ihrer Artigkeit und ihrem richtigen Verstande wiedererkannte.

Meine Sonette las ich auch einmal bei Stung vor, wobei auch Kölle gegenwärtig war. Stung und seine Frau, die in Venedig gewesen sind, waren in ihrer naiven Art ganz davon hingerissen, und der Beifall dieser ganz unbefangenen Art Menschen überzeugte mich von der Darstellungskraft dieser Gedichte mehr, als es das Urtheil eines Kunstrichters würde vermocht haben. Stung ist ein guter Kompositeur und als Mensch überaus schlicht und lebenswürdig. So sind auch die Kinder recht artig, besonders das jüngste Mädchen, das überaus drollig ist und Klotilde heißt. Ich habe mehrmals bei dieser lieben Familie gegessen, und ihnen auch eine Abschrift meiner Sonette hinterlassen, da sie mich bei meiner Ankunft mit Papier und Schreibmaterialien versorgten, und ich versprach, ihnen einiges davon mit Protest zurückzubringen.

Fuggers Komposition des Liedes der Dora hat mir Stungens Frau schon zweimal und ihre Schwester, deren Stimme weniger dazu geeignet

¹⁾ Siehe S. 63.

ist, einmal gesungen. Diese Musik ist sehr im Geist des Gedichts, und gefällt mir außerordentlich wohl.

Den „Rhampfinit“ habe ich hier zuerst bei Kleinschrod vorgelesen. Frau von Kleinschrod mit ihrer Schwester und Feuerbach waren zugegen. Er verfehlte seine Wirkung nicht. Heute nachmittag las ich es bei Stung, wobei Kleinschrod und der Intendant des Hoftheaters, Herr von Poissl, zugegen waren. Er wurde im vierten Akt durch seine Geschäfte im Theater abgerufen, wünschte aber den Schluß morgen zu hören. Ich hatte meine Abreise festgesetzt und schon einen Wagen bestellt, beschloß also bloß, von Augsburg oder Ansbach aus, dem Intendanten eine Abschrift zuzuschicken. Aber Poissl hatte sich im Theater noch einmal gegen Stung geäußert, daß er den Schluß morgen hören möchte, so daß dieser mich aufsuchte, und da er mich wirklich durch ein Spiel des Zufalls im „Englischen Caffeehaus“ fand, wohin ich sonst des Abends nie zu gehen pflegte, und er ebenjowenig, so hielt ich das für einen entschiedenen Wink, noch hier zu bleiben, wiewohl ich heute meine Abschiedsbesuche bereits gemacht habe.

3. Dezember 1824. München.

Der gestrige Tag war ein günstiger für mich. Ich vollendete nachmittags bei Stung die Lektüre des „Rhampfinit“ vor dem Herrn von Poissl¹⁾, und dieser äußerte sich darüber wirklich ganz so, wie ich wünschen konnte, und wie ich es kaum erwartete. Er sagte sehr viel zum Lobe des Stücks, erklärte, daß ihm sowohl Idee als Darstellung ungemein gefielen, daß er es auf die Bühne, und zwar auf die des neu zu eröffnenden großen Theaters bringen wolle, daß er es auch im Aeußeren mit der ihm gebührenden Würde wolle aufführen lassen, und so darstellen, daß selbst der Dichter sagen müßte: So ist es aus meiner Seele hervorgegangen. Jedoch kenne ich das hiesige Publikum zu gut, und wisse, daß es an Stücke von dieser phantastischen Art gar nicht gewöhnt sei, es müßte daher durch irgend etwas auf das vorbereitet werden, was es zu erwarten habe. Dies könne zum Teil durch den Namen, den man ihm auf dem Komödienzettel beilegte, geschehen, zum Teil auch durch einen Prolog. Ich versprach, diesen Prolog zu liefern, und alles darin zu erwähnen, was als ungewohnt in diesem Stücke auffallen könnte, wozu auch die Anachronismen und ähnliches gehören.

Demn sonst konnte allerdings der Fall eintreten, daß das Publikum,

¹⁾ Vgl. S. 637.

wie auch der Intendant meinte, über das Stück gar nicht zur Besinnung käme, wenn es so plötzlich in eine ihm so fremde Welt gerissen würde.

Rölle hat mir die Geschichte des Simson als einen dramatischen Stoff vorgeschlagen. Es mißfällt mir nicht, und ich will die Historie nachlesen. Die Behandlung würde sich mehr der antiken nähern müssen.

Heute habe ich den Gasthof verlassen und bin zu meinen ehemaligen Hausleuten gezogen, da ich doch noch etwa acht Tage hier bleiben werde, und mich nach einer entschiedenen Häuslichkeit und bequemer Einrichtung sehnte.

Von vorgestern wäre noch eine schöne alte Erinnerung festzuhalten, was aber besser als in Prosa in einem Gedicht geschehen kann.

Sonett.

So sah ich wieder dich nach sieben Jahren,
Dich, durch die Zeit um keinen Reiz betrogen:
Zu meiner ersten Liebe hingezogen,
Erkannt' ich dich an deinen blonden Haaren.

Doch welche Schmerzen mußt' ich nun erfahren,
Die jeden frühern Kummer überwogen!
Ich konnte, wie du mir vorbeigeflogen,
Nur kaum dein göttliches Profil gewahren!

Nun muß ich wieder fliehn dich und entsagen,
Genießend eine flüchtige Sekunde
Was ich erharret in mehr als tausend Tagen.

Mich grüßt kein Blick, kein Wort aus deinem Munde,
Und ohne Maß ertönen meine Klagen
In dieser nächtlichen betrübten Stunde.

Meine „venetianischen Sonette“ las ich heute abend bei Kleinschrod vor, wo sie auch nicht ohne Anteil blieben. Gestern sprach Feuerbach wieder davon und sagte, daß man bei Thiersch noch davon entzückt sei, sie für rein vollendet halte, und für die besten, die in deutscher Sprache geschrieben seien. Die von A. W. Schlegel seien zu gehaltleer, die Rückert'schen hätten etwas Aufgedunsenes, und von anderen könne im Vergleiche mit den meinigen gar nicht die Rede sein. Auch vom „Rhampfinit“ sprach er, und sagte, jeder andere würde an der Klippe gescheitert sein, den Diebstahl zu idealisieren, selbst da, wo er noch bloßer Diebstahl ist.

6. Dezember 1824. München.

Vorgestern abend war ich mit Feuerbach bei Thiersch, wo ich ein paar interessante Bekanntschaften machte und mich sehr gut unterhielt. Gestern war ich bei Kleinschrod zu Mittag gebeten, wo ich später den Doktor Ringseis¹⁾ kennen lernte. Im Hoftheater gab man ein Stück der Madame Weisenthurn: „Welche ist die Braut?“ das noch zu ihren besseren gehören mag²⁾. Gestern morgens sah ich Adalbert Liebeskind wieder, der mich besuchte, und den ich bisher vergebens zu treffen hoffte. Er ist noch immer der alte Sonderling, als Dienst- und Exerziermann bekannt, sonst menschenfleh und zurückgezogen, gutmütig, dienstfertig und voll Eigenheiten, die ihn abstoßend bei Leuten machen müssen, die ihn nicht so lange und so genau kennen als ich.

Vorgestern abends und gestern morgens wurde der Prolog für die hiesige Bühne geschrieben. Nach dem, was ich darin zu sagen hatte, konnte er nicht kürzer ausfallen als ein halb Hundert Verse.

Zu dem schon mitgetheilten Sonett ist noch ein anderes, schon früher, hinzugekommen.

Sonett.

Es hat kein spätes Bild dein Bild vernichtet,
Das fühlt' ich stets vielleicht und fühlt' es heute,
Da es sich mir nach langer Zeit erneute,
Nachdem ich manchen Wahn der Welt gesichtet.

O Zeit, in der ich noch für dich gebichtet,
Was außer mir sich keiner Leser freute!
Noch war mein Name nicht der Welt zur Beute,
Die selten fühlt und oft so lieblos richtet!

Noch unbekannt mit meinen eignen Trieben,
Zu ernst, zu schlichtern, allzusehr verschlossen,
Bin ich dir fremd durch eigne Schuld geblieben.

Da wieder, nun ich deines Blicks genossen,
Empfind' ich wieder jenen Drang zu lieben;
Doch meine schöne Jugend ist verfloßen.

14. Dezember 1824. München.

Ich bringe hier die Tage in einer angenehmen Zerstreuung hin, doch freilich nicht so sinnig als in Venedig. Ich habe hier fast immer Besuche zu machen oder zu empfangen, und würde hier in der That zu wenig Muße finden.

¹⁾ Siehe S. 744.

²⁾ Vgl. Band VIII der „Schauspiele“ von Johanna von Weisenthurn (Wien 1808—18).

Die Abschrift des „Rhampfinit“ ist fertig und auch kollationiert, was keine kleine Arbeit war. Bei Poissl ist sie noch nicht. Der Prolog¹⁾ hat vielen Beifall gefunden. Ich habe ihn zuerst Kölle allein vorgelesen, dann bei Stung und bei Thiersch, wo ich angenehme Stunden zugebracht habe. Kölle hat mich vermocht, die Familie Martius²⁾ kennen zu lernen und dort meinen „Rhampfinit“ vorzulesen. Ich muß gestehen, daß es mir unangenehm ist, ein Drama, das doch immer ein größeres Publikum erfordert, vor einem kleinen Zirkel vorzulesen.

Gestern morgens war ich in der Bibliothek und habe einiges im „Le Grand“ nachgesucht³⁾. Die Simsonsgeschichte, die mir Kölle zu einem Drama vorschlug, ist reichhaltig genug, und könnte nur ein Drama im Sinne und in der Art der Griechen geben, ohne den modernen Forderungen zu genügen. Sehr anziehend jedoch ist mir die Geschichte Rehabeams, wiewohl auch hier alles Interesse in die Charaktere gelegt werden muß. Ich habe hier den „Clavigo“ und „Wallensteins Tod“ aufführen sehen. Letzteres hat mir vielen Genuß gewährt, der „Clavigo“ wurde mittelmäßig gegeben.

23. Dezember 1824. München.

Schon längst befinde ich mich in großer Schwulst, da die Nürnberger Kommandantschaft meine Reise und mein langes Ausbleiben erfahren, sich beim Erlanger und Ansbacher Magistrat nach mir erkundigt hat, und es nun manchen Verdruß absetzen wird, wenn ich zurückkehre. Gleichwohl konnte ich bis jetzt München noch nicht verlassen, denke nun aber mit Kölle abzureisen, ohne über Augsburg und Ansbach zu gehen, wie ich vorhatte. Die vielen, freilich sehr mißlichen Bemerkungen, die ich hier sowohl im Hof- als Vorstadttheater über den traurigen Zustand der deutschen Bühne machte, haben sich mir in einem jambischen Gedichte dargeboten, das vielleicht geeignet wäre, jenem ersten, nicht für die Bühne bestimmten Prolog⁴⁾ des „Rhampfinit“ einverleibt zu werden. Nach dem Vers:

Empfangt, genießt es, liebt den Liebenden

hiesse es dann weiter:

¹⁾ Vgl. R. II, 149 ff.

²⁾ Karl Friedr. v. Martius (1784—1868). Der hervorragende Botaniker ist namentlich bekannt geworden durch seine Forschungsreise nach Brasilien (1817—20 im Auftrage der Regierung), deren Resultate er seit 1823 in einem dreibändigen Werke niederlegte. M. war Direktor des botanischen Gartens und Professor an der Universität.

³⁾ Vgl. S. 615.

⁴⁾ Vgl. S. 624.

Begehret nicht, daß er auf einmal euch
 Das Schöne zeige, das Vollendete:
 Ein Gott nur ist mit einem Schritt am Ziel.
 Bedenkt, wie viel er zu bekämpfen hat,
 Den diese Zeit, die disharmonische,
 Für das harmonische Geschäft erzog:
 Nur wen'ges leg' ich euch davon ans Herz.
 Erwägt, was zwar dem jungen Dichter nicht
 Geziemt, euch vorzuhalten, aber was
 Er selbst vernommen von Erfahrenen,
 Und nun ein freies Wort darüber spricht:
 Es ist der Nebelstand der Bühnenwelt,
 Wo Pomp und Eitelkeit und Glitter längst
 Die Schauenden zu Gaffenden zerstreut
 Und fast vertilgt die letzte Spur der Kunst;
 Wo das Gedankenleerste, Platteste,
 Ja, Häßliches, ich sage nicht zu viel,
 Die abgespannten Nerven unterhält;
 Wo das Verdeckte, das Verkehrte sich
 Mit Floskeln brüstet wider die Natur,
 Denn alles Wahre thut und Menschliche
 Dem Dramaturgen, scheint es, nicht genug.
 Da bald charakterlos im Innersten,
 Der selbsterfundne Held ein Bubenstück,
 Durch beide Pole motiviert, begehrt,
 Und bald sich vollends an den Galgen selbst
 Der gord'sche Knoten der Intrigue knüpft;
 Indes die Sprache längst in schmähhlichem
 Sanskulottismus jede Form verschmäht,
 Wenn der geschraubte Vers, der schiefe Reim
 Das Ohr beleidiget, anstatt vergnügt,
 Und durcheinander stammelnd peiniget.
 Vergebung ihm, der all dies leider! weiß
 Und doch das Schöne noch zu denken wagt,
 Zu bilden, sag' ich nicht. Doch gebt ihm Raum!

Nun schließt sich der Vers an:

Bis eurer Väter eigne Herrlichkeit etc. etc.¹⁾

24. Dezember 1824. München.

Was mich eigentlich diese letzten Tage noch hier zurückhielt, war die Bekanntschaft mit einem alten Bildhauer, der im „Englischen Caffeehaus“ wohnt, wo ich gewöhnlich esse, den ich aber erst vor ungefähr acht Tagen bemerkte, da er über Tisch an einem Medaillon arbeitete.

¹⁾ Dieser Prolog hat später seine Stelle vor „Treue um Treue“ gefunden. Vgl. R. II, 229 ff., 543 ff.

Er ist ein Schweizer und heißt Christen¹⁾. Er hat besonders 1805 sich einen Namen gemacht, als er in Mailand zur Zeit der Krönung Napoleons Büste fertigte. Er hat viele der bedeutendsten Männer seiner Zeit gekannt, und ist vor der Revolution schon in Italien gewesen, eine Zeit, die er sehr lobt, und wo er jahrelang mit Goethe und Meyer in einem Hause wohnte. Er sagte, Goethe und Meyer wären so gute Freunde, daß wahrscheinlich einer dem anderen nachsterben würde²⁾. In Rom hätten sie immer in einem Bette geschlafen. Goethe hätte damals viel Satirisches in seinem Wesen gehabt, und zum Beispiel Dannedern, der damals auch in Rom gewesen, hätte er immer einen Windbeutel geheißt. Dieser Christen ist noch in seinem sechzigsten Jahre ein wahres Kind, voll schweizerischer Naivetät und Treuherzigkeit, wie er auch seinen Unterwaldner Dialekt ganz beibehalten hat. Dabei aber hat er, ohne äußerliche Artigkeit, eine große Kunst des Umgangs und entschiedene Klugheit. An seinen Arbeiten, wenn er sie für gelungen hält, hat er eine kindische Freude. Einmal sagte er, er liebe seine Kunst so sehr, daß er in alle Ewigkeit fort sich damit beschäftigen möchte. Sein Vaterland lobte er nicht sonderlich, er sagte, daß er nie ein Bild in der Schweiz habe verkaufen können, ohne es zu kolorieren. In Wien gefiel er sich sehr. Kaiser Franz, der viele Liebe zur bildenden Kunst habe, habe ihm eine Pension geben wollen, die er aber, damals noch in besseren Umständen, ausgeschlagen. In Basel hat er den Lord Castlereagh öfters porträtiert, von dem er sagte, daß er schön wie Bacchus gewesen sei. Alles, was damals die Engländer über europäische Politik verhandelt hätten, sei späterhin buchstäblich, nach dem Willen der Engländer, eingetroffen.

Seine Frau ist aus Bern und lebt in der Nähe dieser Stadt auf einem Landgute. Er hatte vier Kinder von ihr; aber drei davon hat er schon in einem reifen Alter auf einmal verloren, und alle Anzeichen gehen dahin, daß sie ein fanatischer, katholischer Pfaffe, der später wahnsinnig wurde, vergiftet habe. Das jüngste Mädchen, das sich stark erbrach, wurde gerettet. Der Pfaff wollte zuerst die Kinder befehren, da sie, der Mutter zufolge, in der reformierten Religion erzogen wurden, während Christen selbst katholisch ist. Als dies nicht anging, drohte er den beiden Eltern ein Alter zu verschaffen, in welchem ihre Augen nie trocken würden. In der That vergeht kein Tag, an dem der alte Christen nicht häufig

¹⁾ Joseph Christen (1769—1838) aus Buochs, Unterwalden; 1788 Schüler Trippels in Rom, war namentlich seiner Bildnisse (Büsten, Medaillons in Marmor und Terracotta) wegen geschätzt. Auch für König Ludwig war er vielfach thätig: Pestalozzis, Pfeffels Büsten.

²⁾ Geschah auch so. Joh. Heinr. Meyer (geb. 1759) starb am 14. Oktober 1832.

von seinen Kindern spräche. Er selbst hat in der Religion ganz heidnische Ansichten, und sein Haß gegen die Pfaffen, wofern ein Haß ohne eigentliche Bitterkeit existieren kann, wurde durch den Tod seiner Kinder sehr vermehrt. Er äußerte in seiner ganz naiven Art den Wunsch, daß in Spanien die Geistlichen, die das Land so unglücklich machen, einmal massakriert würden, und daß er das Skelett irgend eines hübschen Pfaffen bekommen möchte.

Heute fragte ich ihn über seine erste Jugend, und er sagte mir, daß sein Vater ein Bauer gewesen, bei dem er die Oekonomie von Grund aus gelernt habe, und noch jetzt habe er auf seinem Landgute eine große Menge von Ochsen, Schafen, Ziegen und anderem Vieh. Aber schon in seinem achten Jahre, während er die Kühe gehütet, habe er angefangen, Bilder in Holz zu schnitzen. Mehrere davon wären in Kirchen gekommen, und hätten späterhin Mirakel bewirkt. Er hätte sie nackt gemacht, und es dann den Andächtigen überlassen, sie zu kleiden.

Auch jetzt, sagte er, befinde er sich noch so gesund, wie in seinem zwanzigsten Jahre.

25. Dezember 1824. München.

Christen arbeitet, seit ich ihn kenne, an meinem Porträt in Marmor, womit ich meiner Mutter ein Geschenk machen werde. Vielleicht lasse ich einige Gipsabgüsse dazu machen, um sie einigen Freunden zu schicken. Es ist im Profil, und nach dem Urtheil verschiedener Freunde und Freundinnen sehr ähnlich. Doch sagte Christen, daß ich außerordentlich schwer zu treffen sei. Er hat mir bei dieser Gelegenheit aus meinem Kopf und meiner Stirn, nach Galls Weise, mehrere sehr frappante Dinge gesagt, unter anderen ein sehr großes Vergegenwärtigungsvermögen schuldgegeben, ehe er noch etwas anderes kannte als mein Gesicht. Seitdem hat er mich, während ich ihm saß, einem anderen Freunde, der dabei war, den zweiten Prolog zum „Rhapsinit“ vorlesen hören, welchen er, in seiner Art, bewunderte. Von Goethe sagte er, er wäre der Phidias unter den Gelehrten, ein Urtheil, das sich im Munde eines Bildhauers und Schweizerbauers ganz anders ausnimmt, als allenfalls in dem eines Litterators. Er hat gegenwärtig eine schöne Gruppe von Paris und Helena in gebranntem Thon in seiner Werkstatt stehen, auch eine Venus in der Muschel in Marmor. Bei dieser Gelegenheit äußerte er, ein Künstler müsse lieberlich denken, aber nicht lieberlich sein.

Ich bin die Zeit über mit Hauptmann Weishaupt, den ich besuchte, in der Glyptothek gewesen; das Aeußere habe ich schon früher bewundert, das Innere sah ich viel zu flüchtig. Bloß vor den bis jetzt fertigen

Freskos von Cornelius¹⁾ verweilte ich länger; doch ich habe noch kein Urteil über diese Art von Malerei. Sie scheint für die Entfernung berechnet, alles ist voll anatomischen Studiums, und die Formen sind nicht immer die schönsten. Bei Oberstlieutenant Bauer, einem alten Besizer meiner Poesie aus dem Kadettencorps, bin ich auch gewesen. Auch bei Martius war ich die Zeit über eingeladen. Den gestrigen Weihnachtsabend brachte ich sehr angenehm bei der Familie Ringseis zu, die ich ein paarmal bei Kleinschrod gesehen, und die nun die Güte hatten, mich einzuladen, und mir, wie den übrigen Personen, eine kleine Christbescherung vorzusetzen. Sie haben, wie ich später erfuhr, meine venetianischen Sonette gelesen, und diesen verdanke ich jenes neue Verhältnis. Ringseis ist der Arzt des Kronprinzen und hat ihn auf seinen Reisen nach Italien begleitet²⁾. Die Zimmer waren oder sind vielmehr sehr geschmackvoll mit Kunst- und Naturgegenständen dekoriert, worunter nebst anderen der Gipsabguß eines herrlichen Antoniuskopfes.

Die meiste Zeit meines hiesigen Aufenthaltes habe ich bei Stung zugebracht, der mich, wie seine Frau, mit Freundschaft überhäufte. Sie sind beide so unbefangen, wie ihre Kinder, besonders er, der wirklich Genialität auch in seinem äußeren Benehmen hat. Nur leider fehlt ihm höhere Bildung und eigentlich gebildeter Sinn für Poesie, die ihm gerade so nötig wäre. So wird er sich, was das Sujet seiner Opern betrifft, immer vergreifen. Er hat sich in Italien in den Kopf setzen lassen, eine Oper müsse einen bürgerlichen oder ernst tragischen Gegenstand haben, ist daher (und diese Ansicht teilt auch seine Frau) ein abgesagter Feind alles Romantischen und Fabelhaften, und erklärt den „Don Juan“ für das abgeschmackteste Sujet, das jemals komponiert worden. Zum Teil stammen diese Ansichten auch von seinem Vater her, einem streng einseitigen Mann, der kein Buch, außer dem „Emil“, gelesen hat und seine Kinder allerdings sehr konsequent erzogen hat, trotz der Stürme der Revolution, in welche er verwickelt wurde. Er bestimmte von Jugend auf seinen Sohn Hartmann

¹⁾ Peter von Cornelius (1783—1867) hatte den Auftrag für diese Fresken schon 1818 in Rom vom Kronprinzen Ludwig erhalten, und die Kartons auch dort entworfen. Die Ausführung in München nahm 10 Jahre (1820—30) in Anspruch.

²⁾ Joh. Nepomuk Ringseis (1785—1880) erhielt 1817 von König Maximilian den Auftrag, Kronprinz Ludwig nach Italien zu begleiten, als er im Begriff stand, eine Professur in Würzburg zu übernehmen. Früher der Arzt und Freund von Schelling, Baader, Jacobi wurde er nun des Prinzen intimster Berater, den er wiederholt nach dem Süden begleitete, und auf den er auch, als er König geworden, großen Einfluß besaß. (Verlegung der Universität Landshut nach München, Berufung von Professoren und Künstlern.) Auf seinem engeren Gebiete gilt er als Reformator des Medizinalwesens in Bayern.

zum Musikus und seine Tochter Eletrine zur Malerin, die sich nun auch beide schon einen Namen gemacht haben. Er selbst ist Landschaftsmaler ¹⁾. Er wollte seine Kinder zu einer immerwährenden Knechtschaft erziehen, und noch in einem vorgerückten Alter mußten ihn diese für Gott Vater halten und ihn anbeten. Die Natur war stärker, als diese Erziehung, und die Kinder emanzipierten sich zu rechter Zeit; aber es konnte nicht mehr nachgeholt werden, was versäumt war. Uebrigens ist Hartmann schon in seinem elsten Jahr in Straßburg öffentlich gekrönt worden, als er bei der Durchreise der französischen Kaiserin eine Messe komponierte. Josephine wollte ihn mit nach Paris nehmen, was aber der Alte ausschlug. Des Abends gehe ich öfters, teils mit Schnizlein, teils allein, ins Rauchzimmer des „Museums“, wo ich mehrere alte Bekannte, oder wenigstens halb und halb Bekannte antreffe, worunter den Rittmeister Brandenstein ²⁾, den Oberlieutenant König und Oberlieutenant Seyfried.

1. Januar 1825. Erlangen.

Ich habe den heutigen Tag ganz zu Hause und ganz allein zugebracht. Vorgestern abends bin ich hier angekommen. Meine meisten Willkommensbesuche sind gemacht und die nötigsten Briefe geschrieben. Gestern abend war ich bei Schubert, wo ich auch Döderlein antraf. Ranne ist unterdessen gestorben ³⁾. Es thut mir sehr leid, ihn in den letzten Jahren so selten besucht zu haben. Hammer hat mir durch Balbach, der in Wien war, ein Manuscript von „Jussuf und Suleicha“ zur Durchsicht geschickt. Leider ist die Schrift sehr abbreviiert und unleserlich; doch hat man zuweilen ein Bedürfnis nach einer mechanischen Arbeit. Da ich mir so viel vorgenommen, weiß ich wirklich nicht, welches Studium ich jetzt im Augenblick vornehmen soll.

Den letzten Abend in München brachte ich bei Kleinschrod und im „Museum“ zu, wo ich noch Schnizlein, Seyfried, Brandenstein und andere traf. Bei Kleinschrod, wo auch Ringseis und seine Frau nebst Rölle war, las ich meine beiden Prologe und ein Lied aus dem „Kampfsinit“ vor, denn um, wie gewünscht wurde, das Stück selbst vorzutragen, war die Zeit zu kurz.

Die Reise auf dem Postwagen war so beschwerlich und unangenehm als möglich. In Augsburg hielten wir uns nur eine Stunde auf, und so konnte ich nur wenig mit Fugger verhandeln. Ich ließ ihm ein

¹⁾ Vgl. S. 11, Anmerkung ¹⁾.

²⁾ Der „Federigo“ des ersten Bandes, an welchen auch die Sonette auf S. 738 und 739 gerichtet sind.

³⁾ 17. Dezember 1824.

Manuskript des „Rhampfinit“ mit den Prologen und zwei Gipsabgüssen meines Porträts, einen für ihn und den anderen für Gruber nach Regensburg. Liebig versprach ich ein gleiches und schickte ihm die beiden ersten meiner venetianischen Sonette mit einem kleinen Kommentar, um sie ihm allmählich alle abzuschreiben. Diese Sonette scheinen hier keinen so großen Beifall gefunden zu haben, als in München.

Ich fühle hier eine große Einsamkeit, und Erlangen fängt mich an zu langweilen. Erfreulich war es mir, daß der erste in Erlangen, der mir wieder aufstieß, Stachelhausen war, den ich in Nürnberg im „Wilden Mann“, wo ich wohnte, traf. In Nürnberg besuchte ich Hermann, der aber wegen des kurz vorhergegangenen Todes seines Vaters in Trauer war. Ich teilte ihm manches von Benedig und die Sonette mit.

Unerträglich ist der litterarische Wust, der einem in Deutschland allenthalben wieder entgegenkommt. Die Deutschen wissen einem Dichter keinen anderen Dank zu bieten, als Rezensionen.

Ein gewisser Herr von Deynhausen überschießt mir die Erstlinge seiner Muse, eine Uebersetzung der „Vita nuova“ von Dante, in dem er mit Anerkennung und Dankbarkeit von meinen Chaselen spricht. Der unerträgliche Herr Büßel (siehe das neunundzwanzigste Buch)¹⁾ und ein Herr von Hornthal in Bamberg²⁾ laden mich beide zur Teilnahme an einem bayerischen poetischen Journal ein, das nur Bayern zu Mitarbeitern haben soll. Beide haben denselben Gedanken vielleicht aus wechselseitigem Wettstreit gefaßt, aber beiden kann ich nicht willfahren.

23. März 1825. Erlangen.

Beinahe drei Monate, vom 2. Januar an, habe ich in Nürnberg, und zwar im Arrest, zugebracht; erst gestern kehrte ich hierher zurück. Es war meiner Urlaubsgeschichte wegen. Man leitete auch noch überdies eine Untersuchung ein, mehrere Verhöre wurden auf der Hauptwache gehalten, endlich wurde mir auch noch erlaubt, mich zu verteidigen; doch ging die Sache langsam genug. Zuerst war ich zehn Tage in Kasernenarrest, sodann vergönnte man mir nach einer Supplik, in Hausarrest zu bleiben, bis die Untersuchung vorüber sei. Hermann und seine Familie waren so gütig, mich aufzunehmen. Endlich wurde ich noch zu einem vierwöchentlichen Kasernenarrest verdammt. Das Zimmer war herzlich schlecht, doch gewöhnt man sich an alles. Ich ließ mir von hier Bücher und Wäsche kommen. Engelhardt und Buchta besorgten meine

¹⁾ Vgl. S. 604.

²⁾ Franz Ludwig von Hornthal (1760—1833) gestorben als Oberjustizrat zu Bamberg; veröffentlichte zumeist staatswissenschaftliche Schriften.

hiesigen Angelegenheiten. Während der ersten zehn Tage in der Kaserne las ich mehreres von Calderon und legte die letzte Hand an die venetianischen Sonette, deren Druck mir Puchta hier besorgte. Ich ließ sie auf meine Kosten drucken und leitete eine Subskription ein. Ich schrieb auch die Expositionsscene eines kleinen Stücks, der „Turm mit achtzehn Pforten“, das ich dann bei Hermann in sechs Tagen ausarbeitete. Zu Hermann war ich insoferne zur schlimmen Zeit gekommen, als er meist in der übelsten Laune war. Die Ursache war die Liebe zu einer Kaufmannstochter, der er Unterricht gab. Ich sah ihn als Liebhaber, Bräutigam und, wenn man so will, Witwer; denn die Partie zerschlug sich wieder, da sie keine Neigung für ihn hatte, wiewohl ihre Eltern diese Heirat sehr gewünscht hatten. Dies alles lief nicht ohne viele heftige Debatten ab. Das Mädchen war viel zu jung, um Hermanns geistiges Verdienst zu fühlen, und sie konnte ihn bloß als Lehrer betrachten. Die meiste Zeit brachte ich mit Hermanns Mutter und seinen drei Schwestern zu, die drei hübsche, gutmütige und muntere Mädchen sind. Unter vielen Besuchen kam eine Nachbarin, die Kreisrätin Korte, öfters ins Haus, und ich habe von ihr den ersten Unterricht im V'ombre-spiel bekommen, wofür ich mich interessierte. Sonst habe ich auch viel Griechisch und sonstiges gelesen, zum Beispiel die „Phantasiestücke“ von Hoffmann¹⁾. Der Plan zum „Rehabeam“ wurde gemacht. Ein Lied zu „Tristan und Isolde“ war schon früher gedichtet worden²⁾. Viele Zeit nahmen die Versendungen der „Sonette aus Venedig“ weg. Ich habe nach München und auch anderwärts viele geschickt. Briefe wurden überhaupt viele gewechselt, zumal mit Puchta, der mir immer sehr geistreich erwiderte und die ihm übersandten Sachen beurteilte³⁾. Da seine Frau unterdessen niedergekommen, hat er mich auch zu Gevatter gebeten. Mit Fugger, der mir wieder eine Komposition von einem meiner neuesten Lieder schickte, wurde mehreres über die Oper verhandelt⁴⁾. Mehrere Komponisten wünschen, daß ich eine Oper schreiben möchte. Es liegt mir noch fern; aber ganz abgeneigt bin ich nicht. Da auf unserem Theater unendlich besser gesungen, als deklamiert wird, so läßt sich schon darum mehr Genuß von der Darstellung einer Oper für den Dichter

¹⁾ Der romantische Novellendichter Amadeus Hoffmann (geb. 1776) war einige Jahre zuvor (25. Juni 1822) in Berlin gestorben. Die „Phantasiestücke“ waren 1814–15 erschienen.

²⁾ Erschienen im „Morgenblatt“ 1825, Nr. 218, S. 869. Die „Gedichte“ (2. Aufl. 1828) brachten später eine veränderte Version. Vgl. R. I, 55, 725.

³⁾ Die Briefe Puchtas vom 15. Oktober 1824 bis 26. Februar 1831 sind in den Mff. Mon. 68, g. erhalten.

⁴⁾ Vgl. Minckwitz a. a. D. I, 216 ff.

erwarten, da doch schon die Musik selbst ein großer Genuß ist, und ich immer mehr wünsche, meine lyrischen Sachen allmählich alle komponiert zu sehen.

Die „Nibelungen“ wurden während meines ganzen Arrestes fleißig studiert. Auch an Viguier schrieb ich darüber, da ich ihm ein Exemplar meiner Sonette zuschickte, freilich seiner Adresse in Paris ganz ungewiß und aufs Geratewohl. Während des vierwöchentlichen Kasernenarrestes wollte ich mich anfangs nur mit philologischen Studien beschäftigen; doch wurde das Produktive bald vorherrschend. So entstand ein prosaischer Aufsatz „Das Theater als Nationalinstitut betrachtet“, Fragmente zu einem scherzhaften Gedicht, „Die Leiden eines dramatischen Dichters“, ein Gedicht in Distichen, „Die Bildhauer“ und ein neues Schauspiel, wovon jedoch die Expositions-scene schon im vorigen Sommer niedergeschrieben worden¹⁾, das den Stoff von „Lucassin und Nicolette“ behandelt und „Treue um Treue“ betitelt wurde. Ich kam bis in den vierten Akt und mußte es nun wegen Mangel an Zeit und Sammlung unterbrechen. In Ansbach, wohin ich diese Tage zu meinen Eltern zu reisen denke, wird es hoffentlich vollendet werden.

Ich blieb noch ein paar Tage in Nürnberg bei Hermann, nachdem ich frei war. Frau von Korte hat mir noch bei General La Motte die Gunst verschafft, mich in Zivilkleidern melden zu dürfen. Hier wurde ich allenthalben freundlich empfangen. Es fand sich unter andern wieder ein Brief von Horntal vor, von wegen seines Journals. Ich verwies ihn auf Engelhardt, der diese Ostern nach Bamberg kommen wird, und der ihm mündlich meine Meinung sagen mag.

Wenn ich ihm etwas gebe, so wäre es am ersten der Aufsatz über das Theater. An Rückert sandte ich mein letztes noch übriges Exemplar des „Kämpfinit“, da er es vielleicht durch seinen Freund, den Exminister Wangenheim, nach Dresden an Tieck befördern kann, welcher letztere nun beim Theater angestellt sein soll²⁾.

Diesen Abend erhielt ich einen wunderlichen Brief oder vielmehr zwei Gedichte von einem unbekannten Frauenzimmer, nach dem Postfiegel aus Würzburg. Sie nennt sich Sione³⁾ und sagt, daß ich ihren wahren Namen nicht erfahren würde [202]. Die Gedichte schrieb sie, nachdem sie das Lied auf den Tod Kernells und meine „Zueignung an Schelling“ gelesen hatte, und sie beziehen sich daher oft Wort für Wort auf diese Sachen.

¹⁾ Vgl. S. 615.

²⁾ Tieck lebte seit 1819 in Dresden und wurde 1825 zum Dramaturgen am Hoftheater ernannt.

³⁾ Sidonie von Seefried; vgl. S. 628.

Sie sind sehr melancholisch, und die Dame wünscht nichts anderes, als daß ich ein Lied auf ihrem Grabe singen möchte, und sie sagt, wenn ich von den Menschen verkannt sei, so sei wenigstens ein Herz, dem ich die schönsten Stunden und wahren Frieden geschenkt hätte, indem sie meine Gedichte auf etwas Höheres hingewiesen hätten.

15. April 1825. Ansbach.

Seit Ende vorigen Monats bin ich hier bei meinen Eltern und thut mir leid, übermorgen, meiner Bibliotheksgeschäfte wegen, wieder nach Erlangen zurückkehren zu müssen. Erlangen fängt an, mir langweilig zu werden. Der Aufenthalt in Venedig und München hat mir die Vorzüge einer großen Stadt wieder vielfach nahe gebracht; in Nürnberg genoß ich wenigstens einer vollkommenen Muße und Einsamkeit, nichts von alledem in Erlangen, das vorzüglich für einen dramatischen Dichter höchst unerwünscht ist. Ich habe Freunde, wie Buchta, Engelhardt und andere, aber sie sind sehr beschäftigt, daß mir ihr Umgang doch nur spärlich und ganz und gar nicht nach Willkür zu teil wird. Es gibt Zeiten, wo ich selbst sehr beschäftigt bin und niemanden bedarf, aber wieder andere, wo ich recht eigentlich faulenze, ein Spazier- und Wirtshausleben führe, mich gern unter Leuten sehe; aber wie läßt sich das in einer kleinen Stadt realisieren? Größere Reisen sind mir sowohl durch Geldumstände als durch meine Funktion untersagt.

Hier kam ich viel mit Merk zusammen, auch mit Wild, der hier Hofmeister beim Grafen Drechsel ist. Sodann sah ich Gombart wieder, der hier angestellt und verheiratet ist, und den ich seit unserer gemeinschaftlichen Schweizerreise 1816 nicht mehr getroffen hatte. Auch mit einigen Studenten sprach ich teils auf dem Rußbaum, teils im Theater. Einen darunter, Namens Schauer, kannte ich schon in Erlangen, ohne mich jedoch näher mit ihm unterhalten zu haben. Er ist, so viel ich weiß, Mediziner, ein recht geheimer, lebhafter Kopf, der besonders viel Anteil an schöner Litteratur nimmt und für sein Alter ziemlich viel gelesen zu haben scheint. Hier ist mir sein Umgang zu einer angenehmen Gewohnheit geworden, und ich freute mich immer, ihn zu sehen¹⁾.

Auch Hermann kam auf einer kleinen Ferienreise hier durch. An einem Abend, den er bei meiner Mutter zubachte, wobei auch Merk gegenwärtig war, las ich die drei ersten Akte von „Treue um Treue“ vor, die mit vielem Beifalle aufgenommen wurden. Wilden habe ich auch die beiden ersten Akte mitgeteilt, sowie das kleine Manuskript des

¹⁾ Vgl. S. 625.

„Turms mit achtzehn Pforten“, das ihm jedoch nicht sonderlich zuzusagen schien. Mit meinen Poeticis kann ich hier nur sehr unzufrieden sein. Ich glaubte wenigstens, mein Drama hier zu vollenden; aber es ist bloß bis zum Ende des vierten Akts gediehen. Die beiden letzten Akte sind schwer zu schreiben, eben weil sie leicht sind. Der Stoff ist mir nicht mehr recht interessant genug, und ich sehne mich eher nach einer anderen Arbeit. „Rehabeam“, „Tristan und Isolde“, „Odoaker“ schweben mir vor. Auch die „Geschichte der Salzburgerischen Ausgewanderten“, die mir einmal Schelling vorschlug, wünschte ich zu bearbeiten¹⁾.

28. April 1825. Erlangen.

Vorgestern habe ich „Treue um Treue“ glücklich und zu meiner Zufriedenheit vollendet. Das schwerste war der vierte Akt, mit dem ich auch am wenigsten zufrieden bin. Ich habe auch länger daran gearbeitet, als an den vier anderen zusammen genommen. Wenn ich mit der Abschrift fertig bin, wird eine Vorlesung gehalten werden. Das Abschreiben ist freilich schrecklich, sowie auch die Abschriften für die Theater besorgen zu lassen. Sodann tritt überhaupt bei mir nach Abschluß eines solchen Werkes eine Lücke ein, die unerträglich ist. Dabei ärgere ich mich, etwas Gutes gemacht zu haben; denn das Publikum wird es nicht anerkennen, die Theaterdirektoren werden es nicht aufführen und die Rezensenten werden mir Sottisen sagen. Das ist das Schicksal eines dramatischen Dichters in Deutschland. Besonders wünschte ich, daß ich meine beiden ersten Stücke nicht hätte drucken lassen; ich hätte nun fünf Stücke, die ich, da sie in der Form mehr oder weniger übereinstimmen, in einem großen Oktavbände zusammen herausgeben könnte, und sie würden einen würdigen ersten Teil meiner Schauspiele bilden.

10. Mai 1825. Erlangen.

Am 1. Mai war ich wie gewöhnlich auf dem Walpurgisberge, diesmal in Begleitung zweier Studenten, Frommel und Pfeiffer, aus Bamberg, mit denen ich in der letzten Zeit öfters zusammenkam. Der Tag war schön, wir gingen über Effeldrich und Runreuth, und aßen an letzterem Ort auf unserem Rückwege zu Mittag. Ich lud sie, sowie jeden, der von ihren Freunden Lust hätte, ein, am Dritten dies der Vorlesung von „Treue um Treue“ beizuwohnen, die auch wirklich statt hatte. Ich hatte eigentlich niemanden bestimmt eingeladen; doch hatte es sich ziemlich verbreitet, und es fand sich eine bedeutende Gesellschaft

¹⁾ Siehe S. 627.

ein. Von Frauen war Frau von Schelling, Frau von Freudel, die Oberstin Masson, Fräulein Rau, Fräulein Mehmel, Fräulein Posse, Frau Böttiger, Rapps und Pfeiffers Frau, letztere noch mit einer Freundin gegenwärtig. Von älteren Männern Mehmel, Buchta, Engelhardt, Döderlein, Pfaff, Rapp, Fabri, d'Alleur und der Bruder des Professors Böttiger. Von Studenten Frommel, Pfeuffer¹⁾, Kraussold, Großgebauer, Schneider, Grundherr, Ewald, Eichthal, Schilling und mehrere andere, die ich nicht mit Namen kannte. Das Stück wurde sehr günstig aufgenommen und scheint auch besonders die Studenten elektrifiziert zu haben. Hermann, der auch kommen wollte, hat mir nun brieflich vorgeschlagen, das Stück einmal in Nürnberg vor einer Gesellschaft zu lesen.

Seit Fünften haben wir Theater hier, die Bamberger Truppe, die weder zu den schlechtesten, noch zu den besten gehört. Auf Schellings Rat und auf eigenen Antrieb habe ich diese Gelegenheit benutzt, mein neuestes Stück auf die Bühne zu bringen. Heute übergab ich ein Exemplar dem Direktor, Herrn Weinmüller, der es sehr devot annahm, teils weil Engelhardt, der als Prorektor über das Theater zu verfügen hat, es ihm rekommandiert hatte, teils weil die Studenten ihm schon davon gesprochen hatten, und dann, weil er sich, wenigstens hier, mit diesem Stück ein volles Haus versprechen darf, während gegenwärtig das Theater fast immer leer ist. Sollte „Treue um Treue“ Beifall finden und die Truppe sich noch so lange aufhalten, so werde ich auch den „Gläsernen Pantoffel“ einstudieren lassen.

21. Mai 1825. Erlangen.

Mit der Aufführung von „Treue um Treue“ hat es noch gute Wege, da die Rollen noch nicht einmal memoriert sind. Ruhl schreibt mir, daß man auf dem Königsstädter Theater in Berlin, durch Vermittelung eines Barons Minutoli, den „Gläsernen Pantoffel“ und den „Berengar“ wahrscheinlich aufführe, den ersten mit Auslassung der Stelle gegen Friedrich II. Der „Kampfsinit“ hingegen hat weder bei den Theatern noch bei anderen Personen in Berlin Glück gemacht²⁾. Aus

¹⁾ Karl Pfeuffer, geb. 1806 zu Bamberg. Der junge hochbegabte Mediziner tritt hier in das Leben des Dichters ein, um fortan zu dessen treuesten Verehrern und Freunden zu zählen. Siehe Näheres später.

²⁾ Brief vom 2. Mai 1825. Baron Minutoli ist der damals erst zwanzigjährige Sohn des Generals Minutoli, Julius (1804–60), welcher Beziehungen zu dem genannten Theater hatte. Später bekannt durch seine Kunstliebe, aber auch durch seine nicht eben glückliche Rolle, die er als Polizeipräsident von Berlin im Jahre 1848 spielte.

München habe ich einen Brief von Frau von Kleinschrod bekommen, die mir sagt, Herr von Poissl wolle den „Rhampfinit“ allerdings aufführen lassen; allein das Publikum müsse erst darauf vorbereitet sein. Uebrigens könnte ich das Honorar in Empfang nehmen; letztere Nachricht ist mir sehr angenehm, da es mir die Möglichkeit eröffnet, nächsten Herbst wieder eine größere Reise zu machen. Ich werde nun „Treue um Treue“ nach München schicken, was zuerst aufgeführt und als eine gute Vorbereitung gelten kann. Ich habe noch eine Abschrift davon mit Mühe und Not zusammengeschrieben. Sodann schrieb ich eine Auswahl meiner im Jahre 1822 aus dem Havis übersehten Gedichte zusammen¹⁾, die sich nun sehr gut ausnahmen und die ich einmal in einen Almanach geben will. An Herrn von Hornthal, der mich unaufhörlich um Beiträge für sein neues Taschenbuch plagt, werde ich den „Turm mit achtzehn Pforten“ zu diesem Zweck mitteilen.

5. Juni 1825. Erlangen.

Am Einunddreißigsten vorigen Monats las ich, einem früheren Versprechen gemäß, den „Rhampfinit“ vor. Doktor Pfeiffer bot seine Wohnung dazu an, und so war es möglich, auch ein paar Schauspielerinnen dazu zu bitten, Madame Seiz und Madame Geißler, wovon die erstere Dioras, die letztere Barinissas Rolle hätte übernehmen müssen. Einige Schauspieler waren gebeten, hatten aber keine Zeit wegen der Vorbereitungen zum „Freischützen“. Von Studenten waren Schauer, Frommel, Pfeuffer, Schneider mit seinem Bruder und noch ein paar andere gegenwärtig. Das Stück gefiel im ganzen, so viel ich abnehmen konnte; nur Doktor Pfeiffer äußerte sich am anderen Tage mißfällig darüber und meinte, daß es, besonders durch die hiesigen Schauspieler dargestellt, nicht anders, als durchfallen könnte. Da sich auch äußerlich große Schwierigkeiten, besonders in Hinsicht des Kostüms zeigten, so ließ ich die Sache fallen und ließ Madame Seiz durch Pfeuffer aus Bamberg, der bisher immer meine theatralischen Unterhandlungen gepflogen hatte, sagen, sie möchte, anstatt des „Rhampfinit“, wie sie vorhatte, sich lieber den „Gläsernen Pantoffel“ als Benefiz ausbitten, welches Stück sie bereits früher durch Pfeuffers Vermittelung gelesen, und in welchem die Rolle der Fee sehr für sie passend sein würde. — Vorgestern vormittag war die Leseprobe von „Treue um Treue“. Herr Kürzinger holte mich ab in das Quartier des Herrn Mühlborfer und da Pfeuffer gerade bei mir war, so ging er mit. Diese Leseprobe fiel sehr schlecht aus. Besonders Mühlborfer als Lucassin las mit dem größten Phlegma, mit der entschiedensten Gleich-

¹⁾ Siehe S. 558 ff.

gültigkeit, dabei so schnell und hudelnd als möglich und ganz ohne Verständnis seiner Rolle. Am besten lasen noch Herr Kürzinger als Nureddin und Madame Geißler als Selima. Ausgezeichnet schlecht wurde auch der Troubadour durch Herrn Lenhard, einem Tenoristen, gelesen. Weit besser war Herr Marcker als Florestan, und gab sich wenigstens Mühe, las nicht ohne Empfindung und hat eine biegsame, auffassende Stimme neben einem anmutigen Aeußeren. Ich werde ihm den Diodat übergeben, der eigentlich für Mühlborfer bestimmt war, nach dieser Leseprobe aber ihm nicht mehr anvertraut werden kann. Auch sonst bin ich schon mit der Besetzung des „Gläsernen Pantoffels“ im reinen.

Vorgestern abend war ich bei Schelling, wo zwei Reisende aus Berlin, der Major Willisen¹⁾ und der Sohn des Generals York²⁾ zugegen waren. Doch kam bald der Oberst Maßon³⁾ hinzu, der bald durch seine zudringliche Geschwätzigkeit das ganze Gespräch an sich riß und alles in Commerce verwandelte. Auch Schubert war da, der aber ebensowenig als ich zu Wort kommen konnte. Letzterer besuchte mich vor einigen Tagen, um mir mitzuteilen, daß er nun fest entschlossen sei, im Vorfrühling eine Reise nach Genua und Nizza und die anliegenden Küsten und Inseln zu machen, besonders in naturhistorischer Hinsicht, und er lud mich ein, von der Partie zu sein. Da dies immer mein Plan war, so ist es mir vielfach angenehm, und ich werde nun diesen Herbst keine größere Reise vornehmen, um das Geld bis ins künftige Frühjahr aufzusparen. Wir werden auch, wenn wir Schiffsgelegenheit finden, nach Livorno fahren und einen Abstecher nach Florenz machen.

14. Juni 1825. Erlangen.

Die Abende, an denen gespielt wird, bringe ich im Theater zu, selten zu meiner Zufriedenheit. Vor einigen Tagen wurde die „Jungfrau von Orleans“ unter aller Vorstellung schlecht gegeben und gab mir wenig Hoffnung für „Treue um Treue“, dessen Aufführung auf nächsten Samstag festgesetzt ist, wiewohl noch immer keine Probe davon gewesen ist. Heute war die „Zauberflöte“, die ich seit meiner Kindheit nicht mehr gehört hatte, und die mir vielfache Erinnerungen aufweckte.

¹⁾ Wilhelm von Willisen (1790—1879). Der hervorragende Generalstabsoffizier (im Generalstabe Blüchers während der Befreiungskriege) war damals Lehrer an der Kriegsschule in Berlin.

²⁾ Graf Ludwig York (1805—65), als liberales Mitglied des preussischen Herrenhauses später bekannt.

³⁾ Vgl. S. 634.

Platens Tagebücher. II.

Diese Tage habe ich wieder im Orient zugebracht, und zwar mit einer Abschrift von „Jussuf und Suleicha“, wovon bereits über zwölfhundert Verse geschrieben sind. Eben als ich angefangen, mich mit dem mir von Hammer zugeschiedten unleserlichen Manuscript zu plagen, erfuhr ich, daß das Gedicht durch Herrn von Rosenzweig samt einer deutschen Uebersetzung in Wien herausgekommen sei, und daß es Mehmel für die Bibliothek zurückgelegt habe. Ich holte es bei ihm und habe es nun einstweilen zum Buchbinder gebracht.

Um auf das Theater zurückzukommen, so hat sich Madame Seitz wieder anders besonnen und will nun den „Gläsernen Pantoffel“ nicht als Benefiz geben. Auch Herr Mühlbacher, den ich zu mir beschieden hatte, um seine Rolle mit ihm durchzugehen, kam nicht nur nicht, sondern schrieb mir auch noch einen ziemlich groben und empfindlichen Brief, worin er mich auf die Theaterprobe verwies. Wenn nun zur angeborenen Unfähigkeit dieser Menschen ohne Bildung auch noch böser Wille kommt und das Stück wahrscheinlich auch schlecht memoriert wird, so kann es darauf rechnen, durchzufallen.

18. Juni 1825. Erlangen.

Es ist heute eine prägnante Zeit für mich. „Treue um Treue“ ist an allen Straßenecken angeschlagen. Vorgestern, nach der „Entführung aus dem Serail“, wurde das Stück annonciert. Ob mit Beifall, weiß ich nicht, da ich gleich nach der Vorstellung das Haus verließ. Gestern morgen war die erste, gestern nachmittag die zweite, heute früh die dritte Probe. Ich kann im ganzen sagen, daß ich zufrieden war, und daß es besser ging, als ich erwartete. Viele Stellen, viele Scenen mußten freilich oft repetiert werden; aber nun läßt sich nichts anders erwarten, als daß das Stück Effect macht. Ich verbesserte die Schauspieler oft, wenn sie fehlten, doch ließ ich nie ein Wort des Beifalls merken und ging immer still, wie der Geist des Stücks, zwischen den Spielenden herum; denn ich war zu bewegt, um zu sitzen. Da ich sie aber sonst immer mit der größten Höflichkeit behandelte, so konnte ich ihre Gunst nicht verlieren und reizte ihren Ehrgeiz. Auch mochten die dankbaren Rollen des Stücks zu meinen Gunsten wirken. Erst heute bei der Hauptprobe gab ich am Schlusse des fünften Akts durch Klatschen meinen Beifall zu erkennen, der um so mehr auf sie wirkte, und bei dem sie mir alle recht frohe Gesichter machten. Die letzte Scene wurde sehr gut gespielt, und bei der Wiedererkennung der Liebenden nahmen auch die Nebenpersonen und Figuranten nicht bloß den geheuchelten theatralischen Antheil, sondern man sah, daß sie mit wahrer Freude der Handlung folgten.